STAHLFRONT



Versenkt die »Hindenburg«!

Torn Chaines

Stahlfront®

Unitall

Wir empfehlen Ihnen, den monatlich erscheinenden
E-Mail-Newsletter unseres Auslieferers HJB zu abonnieren
(www.hjb-news.de), in dem alle neuen Unitall-Produkte
bereits vor Erscheinen vorgestellt werden:



1. Auflage, Juni 2008

Unitall Verlag GmbH
8268 Salenstein
Schweiz

Vertrieb:
HJB Verlag & Shop KG
Schützenstr. 24
78315 Radolfzell
Bestellungen und Abonnements:
Tel.: 0 77 32 – 94 55 30
Fax: 0 77 32 – 94 55 315
www.hjb-shop.de
www.stahlfront.de
Titelbild: Chance Last
Printed in EU

Dieses Buch wurde vor Drucklegung anwaltlich begutachtet.

Band 2

Versenkt die »Hindenburg«!

Roman von
TORN CHAINES

Aus dem Amerikanischen übertragen von
MARIA FRIEDRICH

Vorwort des Autors

Die Reaktion auf den ersten »Stahlfront«-Band hat mich nicht wirklich überrascht. Im Internet waren bald zahlreiche Verschwörungstheorien über mich und mein Buch zu finden. Zuerst »durfte« ich selbstverständlich kein Amerikaner sein, weil die deutschen Rezensenten – von denen vermutlich die wenigsten je einen Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt haben (wenn überhaupt!) – mit absoluter Sicherheit wissen, daß kein amerikanischer Verlag vor »politisch unkorrekter« Literatur zurückschreckt. Das stimmt auch. Aber kennt einer der geschätzten Rezensenten ein »politisch unkorrektes« Buch aus einem amerikanischen Verlag mit *deutschen* Helden, die sich nicht ununterbrochen für ihr Deutschtum entschuldigen oder meinen, noch immer Buße tun zu müssen für Dinge, die sich im vergangenen Jahrtausend ereignet haben?

Wenn dem so ist, möge er sich über die Verlagsadresse mit mir in Verbindung setzen.

Belustigend hätte ich die verschiedenen Versuche gefunden, mein Pseudonym zu »enttarnen«, wäre nicht in geradezu widerwärtiger Weise versucht worden, Menschen, die mit meinem Werk nichts zu tun haben, die Autorenschaft daran »nachzuweisen« – und warum? Die Linken, die in Deutschland heute leider ebenso das Sagen haben wie in den USA (selbst der von mir einst verehrte George W. Bush versucht sich ja mittlerweile als »Sozialpolitiker«), sehen es als ihre Bestimmung an, einen jeden, den sie als »rechts« verorten, umgehend beruflich und privat möglichst umfassend zu vernichten – selbstverständlich im Namen der Freiheit.

Es erübrigt sich zu sagen, daß ich auf diese Art der »Freiheit« gut und gerne verzichten kann.

Erheiternd fand ich dagegen schon wieder die Versuche anderer Rezensenten, mich zu »enttarnen«. So schrieb ein gewisser Erik Schreiber auf der Seite »fictionfantasy.de«: »Des Weiteren sind die Beschreibungen von Berlin viel zu genau, als dass sie jemand in irgendeiner Wildnis beschrieben hätte, und viel zu neu.« Ich danke herzlich für dieses Kompliment, denn mein letzter Besuch in Berlin fand 1972 statt. Lieber Herr Schreiber, das mag jetzt vielleicht neu für Sie sein, aber selbst wir Amerikaner kennen Reiseführer und Stadtpläne. Ja, einige von uns haben sogar schon Anschluß an das Internet, in dem man mit ein ganz klein wenig Glück tatsächlich auch Informationen über Berlin finden kann!

Nachdem ich Ihnen nun mein Herz über nicht ganz so liebenswürdige Kritiker ausgeschüttet habe, möchte ich mich noch ausdrücklich für die zahlreichen freundlichen Leserzuschriften bedanken, die der Verlag liebenswerterweise an mich weitergeleitet hat und die meinen Briefträger zu der Beschwerde veranlaßten, er wolle jetzt Kilometergeld (ich wohne ein wenig abseits meiner Nachbarn).

Sehr gefreut habe ich mich auch über zahlreiche Anhänger meines Werks in diversen Internetforen. Ich habe mir erlaubt, den einen oder anderen als kleines Dankeschön in die Geschichte einzubauen.

Ich hoffe, der zweite »Stahlfront«-Band bereitet Ihnen noch mehr Vergnügen als der erste!

Maine, im Frühjahr 2008
Torn Chaines

Inhalt

1. Vorspiel 7

2. Central Park, New York 11

3. Washington Heights, New York 24

4. Amazonasbecken 37

5. OKT, Neu-Berlin 46

6. Redaktion, Neu-Berlin 63

7. Landsberg an der Warthe 67

8. Luisenstraße, Berlin 79

9. Sellafield 89

10. Hard Knott Pass 114

11. Sankt-Georgs-Kanal 136

12. Thule 152

13. China 167

14. Platz der Republik, Berlin 180

The neon lights Spaceship travels at the speed of light
A million stars in the sky
I here the Queen's on the alien's side
If you think it's a pack of lies,
I saw it happen with my own eyes
A million miles from the milky way
A hundred years, a month, and a day
Hey
Zero Zero UFO Zero Zero UFO

(Ramones – Dee Dee Ramone/Daniel Rey)

1. Vorspiel

Die Freiheitsstatue schien noch trauriger dreinzublicken als sonst schon in den letzten 122 Jahren. Das lag wohl nicht nur an den Wolken, die an diesem naßkalten Herbsttag des Jahres 2010 so tief hingen, daß sie sich ihre Bäuche an der Fackel der Statue aufrissen.

Die Stadt, die dem Monument sonst eine vor Geschäftigkeit und Lebensfreude brodelnde Kulisse bot, war ruhig geworden. Seit vor einem halben Jahr der Krieg zwischen den USA und China ausgebrochen war, gingen in der einst so mächtigen Wiege des Kapitalismus die Lichter aus.

Die Chinesen hatten ihre gigantischen Dollarbestände auf den Weltmarkt geworfen und die amerikanische Währung dadurch ins Bodenlose taumeln lassen.

Die Spekulationsblase an der Wall Street war geplatzt; Kapi-

tal in Billionenhöhe, das nur auf dem Papier existiert hatte, war einfach verschwunden.

Notkredite der Regierung hielten die Wirtschaft zwar noch halbwegs am Laufen, doch ohne den mittlerweile fast sechs Monate andauernden Stellungskrieg auf dem chinesischen Festland und die daraus resultierende Nachfrage nach Rüstungsgütern aller Art wäre die Konjunktur in den USA völlig zum Erliegen gekommen.

Zwar hatten »geheimnisvolle Kräfte«, über deren wahre Natur die amerikanische Öffentlichkeit bis heute nicht informiert worden war, den atomaren Schlagabtausch beider Großmächte effektiv unterbunden. Doch die Amerikaner hatten mittlerweile fast 100 000 Soldaten verloren.

Die Verluste der Chinesen bewegten sich zwar in zweistelliger Millionenhöhe, aber wenn das Milliardenvolk eines im Überschuß hatte, dann waren das Soldaten.

Darüberhinaus waren die zivilen Verluste ungleich höher als die militärischen und vor allem auf die Vernichtung Pekings und Schanghais mit Strahlungswaffen, sog. Neutronenbomben, zurückzuführen.

In den USA wurde mittlerweile offen über die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht diskutiert – was aber die ohnehin schon angeschlagene Wirtschaft des Landes weiter geschwächt hätte.

Während die großen Medien »in diesen schweren Zeiten« alle auf den Kurs der Regierung eingeschwenkt waren und wie ein Mann hinter der Präsidentin standen, wunderten sich manche Experten darüber, daß die USA trotz des praktisch wertlosen Dollars weiterhin Öl und andere strategisch wichtige Rohstoffe aus dem Ausland erhielten. Einige spekulierten sogar über geheimnisvolle Mächte, die aus dem Verborgenen heraus operierten und anscheinend ein eigenes Interesse daran hatten, daß die USA nicht untergingen.

Oder wollten sie nur sicherstellen, daß die Amerikaner ihren Feldzug in China nicht ergebnislos abbrechen mußten?

Aber in der öffentlichen – oder besser: veröffentlichten – Meinung kamen diese Stimmen nicht vor. Und wenn doch, dann

wurden sie als Spinner und Verschwörungstheoretiker abgetan, verleumdet und der Lächerlichkeit preisgegeben.

Doch an diesem trübgrauen Herbsttag sollte eine Entwicklung einsetzen, die das Gesicht der USA und der ganzen Welt für immer entscheidend verändern würde.

*

Es war fast schon dunkel, als ein seltsamer Ton über die Upper New York Bay zog – ein Heulen oder Pfeifen, das beinahe wie die Klage eines Hundes klang, der im Regen vor der verschlossenen Tür saß und nicht ins trockene warme Haus gelassen wurde.

Das Pfeifen wurde intensiver, aber nicht sehr viel lauter – und dann schoß sie aus den Wolken, war einfach da.

Sie hing vor der Freiheitsstatue, als müsse sie sich orientieren.

Völlig bewegungslos stand sie in der Luft.

Die Flugscheibe.

Das seltsame Gerät war kreisrund. Der Durchmesser entsprach beinahe der Breite eines Footballfeldes, die Höhe einem Drittel. Die Unterseite war nicht wirklich glatt, sondern eingezogen wie ein umgedrehter Suppenteller. Aus diesem Teller ragten fünf halbkugelförmige Gebilde von einigen Metern Durchmesser heraus.

Die Oberseite des Geräts stieg in mehreren konzentrischen Wellen bis zu einer gefährlich aussehenden Geschützkuppel an, aus der drei bedrohlich wirkende Waffenläufe ragten.

Unterhalb des Drehturms zog sich eine Reihe Fenster aus Panzerglas rund um die Flugscheibe. Hinter ihnen befand sich die Kommandozentrale, von der aus das unheimliche Gerät gesteuert wurde.

Unheimlicher noch als der schwebende Kreisel selbst war die Aufschrift, die gut lesbar in fast einen Meter hohen Buchstaben nahe dem äußeren Rand angebracht war: »FS I + 24«. Das +-Zeichen aber war kein einfaches Kreuz, sondern das weiß unterlegte Balkenkreuz der untergegangenen deutschen Wehrmacht.

Zu diesem Zeitpunkt wußten noch nicht sehr viele Menschen,

daß es auch das Hoheitszeichen der aus eben dieser Wehrmacht hervorgegangenen Thule-Truppen war.

Das unheimliche Gerät war eine Reichsflugscheibe.

Als habe der unbekannte Kommandant sich nur kurz orientieren müssen und wisse jetzt, wo er sich befand, verschwand der Diskus fast übergangslos in den Wolken.

Und da war es wieder, dieses hohe, klagende Heulen.

Beat on the brat
Beat on the brat
Beat on the brat with a baseball bat
Oh yeah, oh yeah, uh-oh

(Ramones)

2. Central Park, New York

Kalter Regen fiel aus den dunklen Wolken des Abendhimmels auf den wie ausgestorben daliegenden Central Park. In den Wolkenkratzern, die sich westlich von ihm erhoben, brannte längst nicht mehr überall Licht. Es war nicht nur das schlechte Wetter, daß die Bewohner der Metropole davon abhielt, den Park zu besuchen.

Es war die Rezession. Menschen mit wirtschaftlichen Sorgen hatten anderes zu tun, als in Parks zu gehen.

Von Süden her erklang das typische Geräusch der Flugscheibe, gedämpft von den Bäumen des Parks und fast völlig übertönt vom immer noch lebhaften Verkehr der Metropole.

Das unglaubliche Fluggerät raste mit beinahe surrealem Tempo heran, bremste abrupt und senkte sich auf die große Wiese in der äußersten südwestlichen Ecke des Parks, die nur durch eine dichte Reihe Bäume von der Prachtstraße namens Central Park West getrennt war.

*

Cole Singer war einst ein erfolgreicher Börsenmakler an der Wall Street gewesen. Vor neun Jahren, nach dem elften September, war er der Börsenaufsicht aufgefallen, weil er sich an Finanztransaktionen beteiligt hatte, mit denen die Terrororganisation el Kaida im Gefolge des Anschlags auf das World Trade Center Milliarden Dollar verdient hatte. Singer hatte zu den Männern gehört, die Leerverkäufe auf die Aktien von Fluggesellschaften in aller Welt organisiert hatten. Und als deren Kurse nach den Anschlägen fast ins Bodenlose gesunken waren, hatten seine Kunden Milliarden gescheffelt, ohne je eine einzige Aktie besessen zu haben.

Für Singer waren natürlich auch ein paar Milliönchen als Provision herausgesprungen – an denen er sich allerdings nicht lange hatte erfreuen können. Die Staatsanwaltschaft hatte die anrüchigen Transaktionen untersucht, zahlreiche Ermittlungsverfahren eröffnet und eine ganze Reihe von Konten beschlagnahmt – auch seine.

Singer war mit einer relativ milden Haftstrafe von fünf Jahren davongekommen, von denen er viereinhalb tatsächlich abgesessen hatte. Doch seine ebenso junge wie anspruchsvolle und attraktive Ehefrau hatte keine Lust verspürt, jahrelang auf ihren Mann zu warten und auf den gewohnten Luxus zu verzichten. Sein Strafprozeß war noch nicht abgeschlossen, da war er schon geschieden.

Als er vor drei Jahren aus der Haft entlassen worden war, hatte seine Ex-Frau nicht nur längst wieder geheiratet, sondern auch seine kleine, über alles geliebte Tochter derart aufgehetzt, daß die sich strikt weigerte, ihren »Verbrecher-Daddy« auch nur zu sehen.

Praktisch mittellos, ohne Familie und gezeichnet von viereinhalb Jahren Gefängnisaufenthalt unter Mördern, Totschlägern, Drogenhändlern und Vergewaltigern, hatte Cole Singer jeglichen Lebensmut verloren. Der einstmals gefeierte Börsenstar war zum Trinker geworden und innerhalb weniger Wochen in der Gosse gelandet.

In den wenigen lichten Momenten, die er inzwischen immer seltener erlebte, fragte er sich manchmal verzweifelt, weshalb er

damals so dumm und gierig gewesen war, an einem Geschäft derartigen Ausmaßes mitzuarbeiten, das erkennbar einen kriminellen Hintergrund hatte. Eine wirklich erschöpfende Antwort auf diese Frage fand er nie.

Denn von dem kleinen Implantat aus fremdem Gewebe, das an seiner Großhirnrinde saß, hatte er nicht die geringste Ahnung.

In letzter Zeit war es gar nicht mehr selten, daß Singer ins Delirium fiel. Der billige Fusel hatte inzwischen weite Teile seines Gehirns in erhebliche Mitleidenschaft gezogen. Nur das Gewebe seines Implantats schien immun zu sein gegen das Zellgift Alkohol.

Und so war Singer nicht wirklich überrascht, als ihm seine umnebelten Sinne die Landung eines fremden UFOs mitten in New York vorgaukelten. Aber im Gegensatz zu weißen Mäusen und anderen bedrohlichen Wahnvorstellungen war dieses Delirium regelrecht angenehm, so spannend wie die Filme im Kino, die er sich früher, als er noch über Geld verfügte, so gern angesehen hatte.

Völlig lautlos senkte sich die mächtige fliegende Untertasse auf fünf halbrunde Polster an ihrer Unterseite herab. Die immer noch zahlreichen Lichter der Großstadt spiegelten sich in ihrer regennassen Hülle aus mattglänzendem Metall.

Hinter den Fenstern unter dem bedrohlich wirkenden Geschützturm waren schemenhaft Gestalten zu erkennen, die sich in gedämpftem roten Licht bewegten.

Plötzlich fiel ein heller weißer Lichtstrahl aus dem UFO direkt auf den einstigen Börsenmakler, der am Rande eines Gebüschs kauerte, keine 30 Schritte von der fliegenden Untertasse entfernt. Geblendet hob Cole Singer die linke Hand, um seine Augen vor dem Leuchten abzuschirmen und doch noch etwas zu sehen.

In der Hülle des UFOs hatte sich dicht über dem Boden ein Spalt gebildet. Aus ihm fiel das grelle Licht, und zwei dunkle Schatten zeichneten sich darin ab. Schatten, die in der Helligkeit nicht richtig auszumachen waren?

Aliens?

Singer machte sich nicht die Mühe, sich zu erheben und die Besucher aus dem All zu begrüßen. Er wußte, daß all das nur in seinem alkoholberauschten Kopf spielte. Trotzdem hob er die Hand, um den Fremden zu winken. Auch wenn er im Delirium war – auf gutes Benehmen hatte er sein Leben lang großen Wert gelegt.

Der Spalt verschloß sich, es wurde wieder dunkel im Park, und mit einem unheimlichen Pfeifen schoß das UFO davon.

*

Magnus Wittmann und Mike McBain hasteten die Rampe hinab. Sofort griff der kalte New Yorker Regen nach ihnen.

Oberst von Klenk, der Kommandant der neuentwickelten Reichsflugscheibe vom Typ Haunebu VII, war ein vorsichtiger Mann. Kaum hatten die beiden Soldaten im Sondereinsatz den ungepflegten Rasen betreten, ließ er die Rampe wieder einziehen und beschleunigte das fliegende Gebirge aus Stahl mit Höchstwerten.

Wittmann und McBain wußten, daß die Männer an Bord trotz ihrer speziellen Andrucksessel momentan kaum atmen konnten, so unglaublich waren die Leistungen dieser neuartigen Maschine.

Aber die beiden hatten andere Sorgen. Sie mußten die U-Bahn nehmen.

Sie hasteten los Richtung Columbus Circle, als sie am Rand der Wiese eine dunkle Gestalt entdeckten.

McBains Hand fuhr unter die dicke Winterjacke, unter der er seine Dienstpistole des Typs DWM 10/06* in einem Schulterhalfter verborgen hatte, doch als die Gestalt winkend die Hand hob und irgend etwas wie »Welcome Aliens« lallte, entspannte er sich.

»Nur ein Penner.« Magnus grinste, faßte Mike am Arm und

---

* Deutsche Waffenmanufaktur (Barbarossastein, Thule), Kaliber zehn Millimeter, Entwicklungsjahr 2006

zog ihn mit sich fort. »Der ist so besoffen, daß er sich morgen früh vermutlich nicht einmal mehr an uns erinnert.«

Seit sie die Flugscheibe verlassen hatten, sprachen die beiden Männer Englisch miteinander. Sie wollten so wenig Aufsehen wie möglich erregen.

Als sie aus dem Park auf den großen Platz mit dem Denkmal des Kolumbus traten, das der Stadt 1892 von ihren italienischen Einwanderern geschenkt worden war, donnerten zwei Abfangjäger der US Air Force im Tiefflug über den Park.

»Die haben schnell reagiert!« Mike nickte anerkennend.

»Aber nicht schnell genug, und das, obwohl wir uns trotz der Störung der Navigationsanlage kurz orientieren mußten. Deine Ex-Kameraden sind einfach zu langsam.«

»Sei nicht ungerecht, Magnus. Du kannst die alten Mühlen, die sie fliegen müssen, nicht mit einer Haunebu VII vergleichen. Außerdem sollten wir froh sein. Wenn die IR* an Bord haben, dann finden sie nur den versoffenen Penner im Park. Wir beide fallen zwischen all den anderen Wärmebildern hier draußen auf dem Platz nicht mehr auf!«

Sie gingen schnell, aber nicht hastig zum gekachelten, nur noch trüb beleuchteten Eingang der U-Bahnstation. Magnus warf einen bedauernden Blick auf das Denkmal inmitten der erst vor fünf Jahren neu installierten Wasserspiele. Pumpen und Beleuchtung waren abgestellt, die algengrüne trübe Brühe in den Becken mußte eher erahnt werden, da nicht einmal mehr das Time Warner Center hinter dem Ensemble noch genügend Licht spendete.

Als die beiden Männer inmitten der vielen anderen Bürger, die aus den Büros nach Hause strebten, die Treppe zur Station hinunterschritten, hörten sie das Heulen der Polizeisirenen. Auch »New Yorks Beste« würden im Park nicht mehr finden als fünf zerdrückte Stellen im Gras und einen Penner im Delirium.

Einige schauten erneut auf, so wie sie schon aufgeschaut hat-

---

* Infrarot – gemeint sind Wärmebild-Suchanlagen, mit denen man aus der Luft Menschen am Boden aufspüren kann.

ten, als die Jagdflugzeuge über den Park gedröhnt waren. Doch dann gingen sie weiter, einen Schritt zu schnell vielleicht. Sie wollten nicht konfrontiert werden mit dem, was Regierung und Behörden trieben.

*

Noch vor einem Jahr hätte man um diese Zeit des Tages kaum stehen können in der U-Bahn der Linie 1, die unter ganz Manhattan durchfuhr, vom Fährenhafen im Süden bis zum Van Cortlandt Park in Riverdale ganz im Norden, fast schon in Yonkers. Wenn in der und rings um die Wall Street die Büros schlossen, machten sich unüberschaubare Menschenmassen auf den Heimweg – oder hatten das getan, um genau zu sein. Seit der kriegsbedingten Rezession war es kein Problem mehr, auch in den Stoßzeiten einen Sitzplatz in der U-Bahn zu bekommen.

Magnus und Mike setzten sich ans Ende des hintersten Wagens im Zug. Sie legten keinen Wert auf Kontakt mit ihren Mitreisenden.

Rumpelnd setzte sich die Bahn in Bewegung. Die alten Wagen hatten ebenso wie die unterirdischen Gleisanlagen schon bessere Tage gesehen.

Die beiden Soldaten in Zivil waren entspannt, denn sie befanden sich praktisch unter ihresgleichen. Außer zwei Latinos und einem Asiaten waren nur Weiße in ihrem Waggon.

An der nächsten Station, der 66. Straße, stiegen zwei Schwarze und ein Puertoricaner zu. Zwei von ihnen trugen lange, fast bodenlange Ledermäntel, unter denen sie offenbar etwas verborgen hielten. Gewehre?

Der Deutsche sah, daß ihre Augen irre glänzten und ihre Bewegungen fahrig wirkten, aufgekratzt. Er vermutete, daß sie unter Drogeneinfluß standen.

Doch da er sich mit diesem Dreck nicht auskannte, blieb es bei der Vermutung.

Mike schien seine Gedanken erraten zu haben. »Crack«, flüsterte er dem Kameraden – und Freund mittlerweile! – fast unhörbar zu. »Die drei sind auf Crack, das sieht man. Oder nein,

es könnte auch Crystal Meth sein. Halt dich auf jeden Fall zurück, dann steigen sie vielleicht bald wieder aus.«

Doch die Männer hatten andere Pläne. Provozierend, strotzend vor drogenübersteigertem Selbstbewußtsein, blickten sie sich in dem letzten Waggon um. Die meisten Passagiere versuchten, Augenkontakt zu vermeiden.

»Yo, Bruda!« krächzte der größere der beiden Schwarzen, der seinen Schädel glattrasiert und poliert hatte. Er war derjenige der drei, der keinen Mantel trug, sondern einen buntbestickten Blouson aus Ballonseide. »Da oben geht die Post ab, Bruda! Die verfickten Bullen schieben Großeinsatz, als ob endlich die Chinamänner kommen, Mann! Rasen hin und her mit ihren Bullenkarren wie ein Haufen abgefickter weißer Schlampen!«

Er schaute sich einen jungen Mann aus, der kaum älter als 25 Jahre war und es sich doch schon leisten konnte, sich mit den sicheren Anzeichen für beruflichen Erfolg zu schmücken: Anzug von Armani, Armbanduhr von Piaget und Aktenkoffer aus echtem Krokodilleder mit Hartgoldbeschlägen. Der hoffnungsvolle Nachwuchsbankier machte den Fehler, angestrengt auf seine auf Hochglanz polierten italienischen Maßschuhe zu starren.

Alle anderen Fahrgäste im Wagen schauten ebenso angestrengt möglichst weit weg.

Plötzlich hatte der Kahlschädel ein Messer in der Hand. Kein kleines Spring- oder sonstiges Taschenmesserchen, sondern eine massive, im trüben Licht der Innenraumbeleuchtung bösartig funkelnde Kampfklinge, wie sie zur Grundausstattung der Sondereinheiten der amerikanischen Streitkräfte gehörte.

»Yo, Bruda, da glotzt du, was? Dieser Nigger hier war bei den Navy Seals! Der weiß mit der Klinge umzugehen! Weißärsche wie du haben mich aus der Truppe geworfen, ohne einen Penny in der Hand! Und darum wirst du mir jetzt ein paar Pennys geben, Weißarsch!«

Abwehrend hob der junge Mann beide Hände. Schon schnappte sich der andere Schwarze mit dem langen Mantel den teuren Aktenkoffer.

»Ich weiß nicht, weshalb die Navy Seals Sie rausgeworfen

haben, Sir, aber das gibt Ihnen nicht das Recht, mich zu überfallen! Stecken sie um Himmels willen das Messer weg, Sir… bitte!«

Die beiden Kumpane des Messerhelden hatten inzwischen den Aktenkoffer geöffnet und dessen Inhalt achtlos auf den Boden des Waggons gekippt. Er enthielt nur das, wofür er gebaut worden, was aber für die drei Süchtigen ohne jeden Wert war: Akten.

»Verdammt, Killer, hier ist nichts drin!« knurrte der Puertoricaner.

Noch immer zogen es die anderen Passagiere vor, die Situation einfach nicht wahrzunehmen. Wittmann und McBain hielten sich ebenfalls zurück, denn ihr Auftrag war wesentlich wichtiger als eine teure Aktentasche oder ein paar Dollar, um die ein gutbezahlter Börsenheini erleichtert wurde. Doch unter halbgeschlossenen Lidern verfolgten sie die Szene ebenso unauffällig wie aufmerksam.

Der Schwarze, der sich »Killer« nennen ließ, schien beinahe erfreut darüber zu sein, daß die Sache noch nicht in seinem Sinne beendet war. Er schob die Spitze der Klinge noch ein wenig näher ans Gesicht seines Opfers heran. »Mit diesem Nigger hier sollst du nicht diskutieren, Weißarsch! Siehst du das Messer hier? Es gibt mir jedes Recht der Welt! Her mit der Kohle… jetzt! Wenn es genug ist, lasse ich dich vielleicht sogar am Leben, Weißarsch!«

In einer Geste, die sowohl Zustimmung als auch Abwehr ausdrücken konnte, hob der junge Mann die linke Hand. Mit der Rechten griff er in sein Jackett, und selbst Wittmann glaubte, er würde nun seine Geldbörse hervorziehen.

Doch was da aus dem eleganten Anzug ans Tageslicht kam, war ein kleiner, aber höchst gefährlicher Trommelrevolver vom Kaliber .38.* Das Führen einer solchen Waffe – und dann auch noch versteckt unter dem Anzug – war in New York streng verboten.

---

* 9,65 mm

»Jetzt ist Schluß mit der ganzen Scheiße, du asoziales Schwein! Du und deine Drogenfreunde werden jetzt meine Akten wieder aufsammeln, in den Koffer legen und ihn mir zurückgeben!«

»Sonst was?« Der von Methylamphetamin* umnebelte Verstand des Glatzköpfigen schien den Ernst der Lage nicht zu begreifen, denn der Mann grinste noch immer, senkte nicht einmal sein Messer.

»Bist du blöde? Die Waffe ist geladen!«

»Warum schießt du dann nicht, Weißarsch?« Mit seinen auf der Straße – und vielleicht sogar tatsächlich einmal bei den Navy Seals – geschärften Sinnen hatte der Verbrecher instinktiv erkannt, daß sein Opfer vollständig auf die abschreckende Wirkung der Waffe vertraute, daß der junge Mann aber einfach nicht in der Lage war, abzudrücken. Er stammte aus gutem Hause. Er *konnte* nicht auf Menschen schießen.

Die Klinge des Schwarzen ruckte hoch, fuhr dem Anzugträger zwischen Zähne und Lippen. Ein Ruck, und sie schnappte aus der rechten Wange wieder heraus.

Einen Sekundenbruchteil schaute der junge Mann, als könne er es einfach nicht glauben. Dann ließ er die Waffe fallen und sackte brüllend zusammen, preßte beide Hände auf die fürchterlich blutende Wunde im Gesicht.

Zusammengekrümmt wie ein Embryo lag er auf der Sitzbank, zwischen den ins Gesicht gepreßten Fingern quoll Blut hervor. Einige Frauen stießen spitze Schreie aus, doch nach wie vor regte sich keine Hand, um dem jungen Mann zu helfen.

Magnus mußte unglaublich an sich halten, um nicht aufzuspringen und den Verbrecher zur Rechenschaft zu ziehen. Doch die Mission, die ihn und Mike nach New York geführt hatte, war von weltpolitischer Bedeutung. Er durfte sie nicht aufs Spiel setzen, um einen Raub zu verhindern, selbst wenn Blut dabei floß.

Doch das schon vergossene Blut war dem Glatzköpfigen of-

---

* »Crystal Meth« im Straßenjargon

fenbar zu wenig, denn er hob das Messer, um einen wuchtigen Stoß gegen den Oberkörper seines Opfers zu führen – einen Stoß, der tödlich sein konnte und wohl auch sein sollte.

»Verdammter Weißarsch! Du wirst diesen Nigger hier nie wieder anmachen, klar? Du bist Geschichte!«

Das waren seine letzten Worte, denn in diesem Moment explodierte sein Kopf.

Im selben Augenblick, in dem die Klinge zum tödlichen Stoß herabfahren sollte, hatte Mike McBain in einer einzigen fließenden Bewegung seine DWM 10/06 gezogen. Herausragendes Merkmal dieser vor vier Jahren im Reich Thule eingeführten Waffe vom Kaliber 10 mm war neben dem breiten Griff mit dem doppelreihigen Magazin, das insgesamt 16 Patronen aufnahm, die sogenannte Schnellentsicherung: Sobald man die Waffe in die Hand nahm und die beiden Seitenteile des Pistolengriffs leicht zusammendrückte, war die Waffe schußbereit.

Bei Einsätzen wie diesem war sie mit Hohlspitzmunition geladen: Die Stahlblechhülle der Kugel zerlegte sich bei einem Treffer kontrolliert in zwölf scharfe Splitter, die massive Wunden in jedes Gewebe rissen. Für die nötige Durchschlagskraft sorgte neben der extrem hohen Mündungsgeschwindigkeit der Neuentwicklung ein acht Millimeter durchmessender Wolframkern im rückwärtigen Teil des Projektils.

Der gerade noch so siegessichere Räuber stürzte wie vom Blitz getroffen in völliger Lautlosigkeit zu Boden. Die rechte Hälfte seines Schädels war nicht mehr vorhanden.

Seine beiden Kumpane hätten angesichts der Waffe in Mikes Hand und seiner gerade noch demonstrierten Bereitschaft, sie zielgerichtet einzusetzen, eigentlich aufgeben sollen. Doch die Drogen in ihrem Blut hatten ihren Verstand ausgeschaltet, vermittelten ihnen ein trügerisches Gefühl von Unbesiegbarkeit.

Ihre langen Mäntel wirbelten nach hinten, und die darunter bisher verborgenen Baseballschläger kamen zum Vorschein. Richtig geführt, konnten diese Knüppel tödliche Waffen sein.

Aus den Augenwinkeln sah Magnus, wie Mike sich schußbereit machte.

»Nein! Die gehören mir!«

Der Amerikaner wußte, wozu sein Freund im Nahkampf befähigt war, und entspannte sich. Die DWM aber hielt er nach wie vor schußbereit in der Hand.

In dem engen U-Bahnwaggon behinderten sich die beiden noch lebenden Verbrecher gegenseitig. Der muskulöse Deutsche duckte sich unter ihren ersten Schlägen weg. Weitere konnten sie nicht führen, denn Handkantenhiebe gegen die Halsschlagadern ließen sie wie nasse Säcke zu Boden sinken.

Mike McBain steckte die Waffe wieder weg und kümmerte sich um den Verletzten. Er riß einer aufgetakelten älteren Frau, die das widerstandslos geschehen ließ, den teuren Seidenschal von den Schultern, ballte ihn zu einer Kompresse zusammen und drückte ihn auf die klaffende Wunde.

»Fest zudrücken und nicht sprechen, hörst du?«

Dankbar nickte der junge Mann, der jetzt beide Hände auf den sofort blutdurchtränkten Schal preßte. Der feste Druck der Kompresse bremste nicht nur den Blutstrom, er schien auch die Schmerzen ein wenig zu lindern.

Wittmann zog die blutbespritzten Schnürsenkel aus den Schuhen des Verletzten. Sie waren ebenso hochwertig wie dessen gesamte Kleidung und ausreichend stark für den geplanten Zweck. Er drehte die beiden Bewußtlosen auf die Bäuche und zog ihre Arme nach hinten. Mit den Schnürsenkeln fesselte er ihre Daumen aneinander. Das war schmerzhaft und würde auf jeden Fall halten, bis die Polizei kam.

Im Wagen, der jetzt langsam in die Station 155. Straße einrollte – an den vorigen war niemand zugestiegen, weil die wenigen erfahrenen New Yorker auf den Bahnsteigen instinktiv erkannt hatten, daß man den letzten Waggon dieses Zuges besser mied – war es bis auf das leise Wimmern des Verletzten mucksmäuschenstill.

McBain faßte den jungen Mann an den Schultern und setzte ihn aufrecht hin. Er nahm den Revolver vom Boden und schob ihn zurück in das Schulterhalfter, das er unter seinem blutbespritzten Maßanzug trug. »Wenn du noch einmal eine Waffe ziehst, dann solltest du sie auch benutzen. Hast du mich verstanden?«

Der Verletzte nickte stumm.
Einige Männer im Waggon standen auf und applaudierten demonstrativ.
»Verfluchter Rassist!« Die ältere Dame in dem bunten, teuren Kostüm und dem vermutlich noch teureren pinkfarbenen Mantel darüber war aufgesprungen, ihr stark geschminktes Gesicht glühte puterrot.
Mike glaubte für einen Moment, sie wäre erbost über den Verlust ihres Schals. Doch er irrte sich.
Anklagend deutete sie auf die Leiche am Boden und kreischte: »Sie haben den armen Mann kaltblütig erschossen! Einen Veteranen unserer Truppen!«
»Ich bezweifle, daß der Kerl jemals gedient hat, Gnädigste. Aber ohne mein Eingreifen wäre unser blutender junger Freund hier jetzt tot!«
»Das behaupten Sie. Der arme Mann wollte ihm doch nur Angst machen. Sie haben ihn nur deswegen erschossen, weil er Afroamerikaner war!«
»War er das? Ich habe deutlich gehört, wie der nette Mister Killer sich selbst als ›Nigger‹ bezeichnete!«
»Verdammter Rassist! Ich sage es ja! Sie sind ein Rassist!« Der Zug kam zum Stehen, und die Frau zeterte weiter ohne Luft zu holen. »Ohne weiße Rassisten wie Sie wäre dieser Planet eine bessere Welt!«
Magnus trat an die Tür, die sich öffnete. So verhinderte er, daß jemand aussteigen konnte.
Mikes Gesicht war ob der ungeheuerlichen Vorwürfe regelrecht versteinert. Seelenruhig zog er die schon verstaute Dienstwaffe wieder aus der Jacke und hielt sie der eher empörten als erschrockenen Frau unter die Nase. »Du hältst jetzt dein Schandmaul, sonst beweise ich dir, daß ich kein Rassist bin und weiße Schlampen wie dich ebenso umlege wie Neger auf Crystal Meth!«
Rückwärts ging er auf die Tür zu. Die Aufgetakelte schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen, war aber klug genug, nichts mehr zu sagen.
Inzwischen hatte auch Magnus Wittmann seine Waffe gezo-

gen und sagte in akzentfreiem amerikanischen Englisch: »Wir werden Sie jetzt verlassen. Bitte sind Sie so nett und steigen Sie an dieser Station nicht aus. Es steht Ihnen frei, an der nächsten die Notbremse zu ziehen, Polizei und Krankenwagen zu alarmieren. Aber nicht hier.«

Die Menschen verstanden und schwiegen. Die beiden Männer sprangen aus dem Zug, dessen Türen sich zischend schlossen. Wortlos versteckten sie ihre Waffen wieder in den Schulterhalftern. Die U-Bahn ruckte an und rumpelte aus der Station. Ruhigen Schrittes strebten Magnus und Mike der Treppe nach oben entgegen. Niemand hielt sie auf.

Stalking the streets till the break of day
New York beauty take my breath away

(Ramones – Dee Dee Ramone)

3. Washington Heights, New York

Als die beiden hinaus auf die nachtdunkle Nicholas Street traten, hatte es aufgehört zu regnen.

Ein vereinzelter Streifenwagen jagte mit vollaufgedrehter »Reklame« nach Süden. Am Central Park mußte mittlerweile die Hölle los sein.

Mike McBain winkte nach einem Taxi. Gleich das erste hielt an. Die Zeiten, in denen New Yorker Taxifahrer sich ihre Kunden aussuchen konnten, waren seit Beginn der Rezession vorbei.

Der große gelbe Wagen wurde von einem Mann unbestimmbarer Herkunft gesteuert, einem Mischling, wie ihn New York heutzutage verstärkt hervorbrachte.

Die beiden Männer stiegen ein. »Fort Tyron Park, Margaret Corbin Drive«, beschied Mike dem Fahrer.

»Zum Cloisters?« wunderte der sich. »Was wollen Sie da denn um diese Zeit?«

»Dummen Fragen aus dem Weg gehen. Fahren Sie los, Mann.«

Während sich das Taxi in Bewegung setzte, unterhielten sich Magnus und Mike leise auf Deutsch, daß der Amerikaner mittlerweile beinahe perfekt beherrschte. So brauchten sie sich

keine Gedanken darüber zu machen, daß der Fahrer etwas mitbekommen könnte, sollte er lange Ohren machen.

»Verdammter Mist. Nur noch eine Station weiter, und wir hätten umsteigen können und wären fast am Ziel gewesen. Irgendwie scheine ich Gestalten wie die drei von vorhin magisch anzuziehen«, knurrte Wittmann. »Wir können froh sein, daß unten in der U-Bahn die Mobiltelefone nicht funktionieren.«

Als sie an der 168. Straße von der Nicholas Avenue auf den nördlichen Broadway fuhren, hielten gerade zwei Streifen- und ein Krankenwagen vor dem Eingang der dortigen U-Bahnstation.

»Die waren aber verdammt fix, und das trotz des Großalarms«, wunderte sich Mike. »Egal, wir sind raus aus der Sache.«

Doch als das Taxi die Washington Avenue erreichte und nun direkt auf den Park zusteuerte, sahen sie immer häufiger Streifenfahrzeuge des NYPD.* Mißtrauisch blickte ihr Fahrer nach hinten. »Sagt mal, ihr zwei, ihr habt doch nichts angestellt? Die Zentrale weiß genau, wo ich bin, und wenn ich mich nicht melde… Ich glaube, ich setze euch besser am Eingang zum Park ab. Der ist mir irgendwie zu dunkel!«

»Nicht doch, Mann.« Magnus beugte sich vor und drückte dem Fahrer einen Hundertdollarschein in die Hand. »Aber wir haben es verdammt eilig und noch einiges zu erledigen in dieser Nacht. Wir brauchen jemanden, auf den wir uns verlassen können. Dann wächst vielleicht auch noch der eine oder andere Schein mehr rüber. Alles klar?«

»Alles klar… Sir!« Das Leben in New York war teuer, und seit die Geschäfte dermaßen schlecht gingen, konnte sich der Fahrer einen derart lukrativen Auftrag einfach nicht entgehen lassen.

Der Wagen tauchte ein in die Dunkelheit des Parks.

*

---

* New York Police Department – Polizeibehörde von New York

Das Museum »The Cloisters«* war von 1935 bis 1938 erbaut worden, obwohl es so aussah, als stamme es direkt aus dem Mittelalter. Als Außenstelle des Metropolitan-Museums beherbergte es dessen Abteilung für mittelalterliche Sakralkunst. Aber den beiden Thule-Soldaten stand der Sinn nicht nach Kunst und Bildung. Sie hatten hier eine Verabredung.

»Schalte das Licht aus, aber laß den Motor laufen und warte hier auf uns«, beschied Mike dem Taxifahrer. »Dann ist noch ein Hunderter für dich drin… oder auch deren zwei, falls es sehr schnell gehen muß.«

Der Mann tat, wie ihm geheißen. Seine Passagiere stiegen aus und huschten hinüber zum Kellereingang des Museums. Der lag in völliger Dunkelheit, so daß Juan Chavez, wie er laut Auskunft der Taxilizenz an seinem Armaturenbrett hieß, nichts anderes übrigblieb, als zu warten. Der schwere V8-Motor des großen Wagens brummte beruhigend vor sich hin.

Juan wußte, daß ein Tritt aufs Gaspedal ihn sofort aus jeder Gefahrenzone herauskatapultieren würde. Doch er wußte noch nicht, daß er den nächsten Sonnenaufgang nicht mehr erleben würde.

*

Am Kellereingang des Cloisters trat ein elegant gekleideter älterer Herr aus den Schatten, als Wittmann und McBain sich näherten. Kurz blitzte eine Taschenlampe auf und entriß das Gesicht des Mannes für einen Moment der Dunkelheit. Es war ein bekanntes Gesicht, das man fast täglich in den Medien zu sehen bekam: Es gehörte Harlan Gilmore, dem Stabschef der amerikanischen Präsidentin.

Auch Gilmore zog eine kleine Lampe aus der Tasche und leuchtete in die Gesichter der beiden Männer. Als er keinen von ihnen erkannte, erschrak er merklich.

---

* »Die Kreuzgänge« – so die direkte Übersetzung des Namens

»Verdammt! Wer sind Sie?« keuchte er. »Wenn das eine Falle sein soll, rate ich Ihnen dringend…«

»Keine Falle, Professor!« McBain trat dicht vor den Älteren und zog sich die hauchdünne Folie vom Gesicht, die wie eine zweite Haut darauf geklebt und ihm zusammen mit den dunkelgefärbten Haaren ein völlig verändertes Aussehen beschert hatte.

Auch Magnus Wittmann hatte seine Haare gefärbt und trug die an der Technischen Hochschule Neu-Berlin von der Gruppe um Professor Kurt Schulz entwickelte Folienmaske aus künstlich gezüchtetem Gewebe, die mit keiner bekannten Technik der übrigen Welt zu entdecken war.

»Ich bin noch immer der gute alte Mike, den Sie in West Point in Politik unterrichtet haben! Und das ist mein Freund und Kamerad, Hauptmann Magnus Wittmann!«

Gilmore seufzte hörbar, dann umarmte er den wesentlich jüngeren Mann ebenso impulsiv wie heftig. »Verdammt, Mike, Sie sollten einem alten Mann nicht so einen Schrecken einjagen! Ich dachte schon, die CIA hätte etwas von unserem kleinen Treffen erfahren!«

»Mir blieb keine andere Wahl, als mich zu tarnen. Wie ich vom OSA* weiß, werde ich in den USA als Überläufer und Verräter gesucht. Die Geheimdienste wissen offenbar nicht nur von meiner Notlandung auf der ›Hindenburg‹, sondern auch von der Existenz Thules.«

»Zumindest die Regierungschefs der westlichen Welt sind darüber seit 1946 informiert – und die übrigen vermutlich auch. Nach der verheerenden Niederlage des Admirals Byrd gegen die noch im Aufbau befindlichen Thule-Truppen wurden zahlreiche bilaterale Geheimabkommen getroffen, die dem Höhlenreich eine friedliche Existenz zusicherten, solange es sich aus dem Weltgeschehen heraushielt. Ich kenne auch nicht alle Zusammenhänge, aber spätestens seit der Einmischung Thules in unse-

---

* Oberstes Sicherheitsamt, Führungsstelle für Polizei und Geheimdienste Thules

ren Krieg mit China steht dieses Abkommen auf ziemlich tönernen Füßen.«

Nun mischte sich auch Magnus Wittmann in das Gespräch ein: »Sir, wie ich mittlerweile weiß, blieb dem OKT* gar nichts anderes übrig, um einen verheerenden Atomkrieg zu verhindern, der die ganze Welt in Mitleidenschaft gezogen hätte!«

Gilmore nickte. »Ja, da sind ein paar Leute im Generalstab ziemlich ausgeflippt. Wußten Sie, daß die den atomaren Kode der Präsidentin in ihren Besitz gebracht hatten und den Atomschlag so ohne ihre Zustimmung auslösen konnten?«

Die beiden Soldaten blieben stumm vor Verblüffung.

»Wir haben bis heute nicht herausgefunden, wie das geschehen konnte.« Gilmore nickte zu seinen eigenen Worten. »Wir konnten auch niemanden mehr befragen, denn als die entsprechenden Offiziere verhaftet werden sollten, kam es zu heftigen Schießereien, die niemand der Beschuldigten überlebte.«

Magnus schaltete sich ins Gespräch ein: »Herr Professor, Ihre Chefin hat uns über Ihre Botschaft in der Schweiz die Nachricht zukommen lassen, daß Sie sich in ihrem Namen hier mit uns zu treffen gedenken. Bei ihrem Amtsantritt hat die Dame in Anwesenheit unseres Vertrauensmannes das geheime Abkommen unterzeichnet, das Thule eben nicht nur die Neutralität der USA zusichert, sondern darüberhinaus auch den Verzicht auf den Einsatz von ABC-Waffen garantiert. Dagegen wurde vor einem halben Jahr eklatant verstoßen!«

»Ich bin mehr als froh, daß Sie damals eingegriffen haben«, erklärte Gilmore. »Und ich kann Ihnen nur noch einmal versichern, daß die Präsidentin den entsprechenden Befehl nie erteilt hat.«

»Das kann uns letzten Endes egal sein, Stabschef! Ich soll Ihnen von Thulemarschall Bittrich persönlich ausrichten, daß wir bei einem einzigen weiteren Zwischenfall dieser Art unsere Zurückhaltung aufgeben und offen auftreten werden!«

»Glauben Sie denn wirklich, daß Sie dazu schon stark genug

---

* Oberkommando Thule-Truppen

sind?« Beinahe trotzig sah Gilmore den Deutschen an – und mußte schließlich den Blick senken. »Tja, scheint mir, Sie glauben das tatsächlich…«

»Was mein Freund oder ich glauben, spielt keine Rolle, Herr Professor!« Mike gab sich keine Mühe mehr, leise zu sprechen, denn sie waren allein im Park, wie er mittlerweile festgestellt hatte. »Wenn Ihre Geschichte stimmt – was ich Ihnen glaube –, hatten Sie ein ernsthaftes Problem mit AIn-Lakaien im Pentagon, haben es vielleicht sogar noch immer!«

»Das ist uns bewußt, Mike! Die Präsidentin kann nicht einmal mehr unseren Geheimdiensten trauen. Doch die DIA* hat uns einen unfaßbaren Plan der AIn gemeldet – und wir halten diese Information für ziemlich glaubwürdig. Es heißt, AIn-Lakaien hätten die atomare Wiederaufbereitungsanlage Sellafield in England übernommen und wollten bei den entsprechenden Nordwestwind-Wetterlagen Ende November, Anfang Dezember große Mengen eines speziellen Plutoniumisotops freisetzen, das sich nach fünf Tagen zu Blei und Cadmium reduziert, dabei aber große Mengen Radioaktivität abstrahlt. Ziel der Aktion ist die Vernichtung der gegen AIn-Implantate resistenten arischen Bevölkerung Skandinaviens und Mitteleuropas!«

Wittmann und McBain starrten abwechselnd einander und den Stabschef an. Mikes Kiefer war heruntergeklappt, sein Mund stand offen. Er fand keine Worte.

Magnus faßte sich zuerst. »Wenn das stimmt…«

»Wir müssen davon ausgehen. Besser wir irren uns, als daß wir gar nichts unternehmen.«

»An was für Unternehmungen haben Sie gedacht?«

»Nun, hier kommt Thule ins Spiel. Durch den Krieg in China haben wir keinerlei Kräfte mehr frei. Die Präsidentin läßt Ihnen ausrichten, daß sie es sehr begrüßen würde, wenn Thule sich des Problems annehmen könnte.«

»Das bedeutet, daß wir erstmals offen auf der Weltbühne agieren müßten.«

---

* Defense Intelligence Agency (Militärgeheimdienst der USA)

»So ist es, Hauptmann.« Gilmore sah Magnus eindringlich an. »Wir legen Ihnen sogar nahe, eine richtig große Aktion mit allem Drum und Dran abzuziehen. Denn wir würden die Ablenkung dazu nutzen, um mit dem Abzug unserer Truppen aus China zu beginnen.«

»Sie wollen den sinnlosen Krieg beenden? Ja, das ist mein alter Professor Gilmore!« McBain klopfte dem hochgewachsenen Mann in aufrichtiger Freude auf die Schulter. »Ich glaube, wir sollten die gute und die böse Nachricht so rasch wie möglich überbringen, oder was meinst du, Magnus?«

»Du hast recht. Hier können wir nichts mehr ausrichten.« Die beiden Männer drehten sich um und liefen zurück zum Taxi. In der Dunkelheit konnten sie nicht sehen, wie Harlan Gilmore hinter ihnen höchst zufrieden lächelte.

*

»Zum Sound View Park.«

Juan Chavez schaltete das Licht wieder ein und wollte gerade losfahren, als ihm beim Blick in den Rückspiegel trotz der Dunkelheit etwas auffiel. Er drehte sich zu den beiden Männer im Fond um und fixierte McBain. »Sie sehen völlig anders aus als vorhin! Die Stimme ist noch die gleiche, aber Ihr Gesicht…!«

Mike griff in die Tasche, zog einen weiteren Hunderter hervor und reichte ihn dem verblüfften Chavez.

»Sie irren sich, mein Freund. Und jetzt fahren Sie!«

Das ließ sich der Mann nicht zweimal sagen. Daß er nicht dumm war, bewies er, als er nach links in die 187. Straße West einbog und wenig später wieder nach links auf den Broadway fuhr.

Mike McBain, der früher mehr als einmal in New York gewesen war und sich dabei ebenfalls mehr als einmal über die Unsitten der dortigen Taxifahrer geärgert hatte, versuchte nicht, seinen Ärger zu verbergen, als er schnappte: »Haben Sie noch nicht genug verdient heute, daß Sie einen kleinen Umweg über den Norden fahren?«

»Ich glaube kaum, daß Sie sich bei der Zentrale über mich be-

schweren werden, Sir. Denn ich bin nicht so dämlich, wie Sie vielleicht glauben.«

Mike und Magnus zuckten zusammen. Hatte der Mann ihre Tarnung durchschaut?

»Und ich bin auch nicht undankbar, besonders nicht gegenüber so großzügigen Kunden wie Ihnen«, versicherte Chavez. Er drehte sich kurz um und warf seinen beiden Passagieren einen treuherzigen Blick zu. »Aber während Sie im Park waren, habe ich den Funk abgehört. Die Cops sperren sämtliche Brükken und Tunnel, die aus Manhattan hinausführen, und richten dort Kontrollposten ein. Sie haben im Süden angefangen und arbeiten sich nach Norden vor. Die Brücke an der 207. Straße West ist noch frei. Also… wenn Sie lieber die kürzere südliche Strecke fahren und dafür stundenlange Wartezeiten in Kauf nehmen wollen…!«

»Nein, Juan, ist schon gut. Sie haben prima mitgedacht. Bitte entschuldigen Sie!« Mike wollte sich entspannt zurücklehnen, als er flackernde Lichter sah, die von den dunklen Fassaden der Nagle Avenue reflektiert wurden, über die sie mittlerweile fuhren. Er widerstand dem Impuls, sich umzudrehen. Statt dessen fragte er: »Juan, sind da etwa die Cops hinter uns her?«

»Ja und nein. Sie fahren hinter uns, aber sie verfolgen uns nicht. Entspannen Sie sich.«

Als sie auf der 207. Straße West den Harlem-Fluß überquert hatten und unter dem Major Deegan Expressway durchfuhren, erklärte Chavez mit breitem Grinsen: »Der Streifenwagen hat hinter uns angehalten und die Fahrspuren in die Bronx gesperrt. Wir sind sozusagen der letzte Wagen, der Manhattan ohne Kontrolle verlassen hat.«

»Gut gemacht«, erklärte Mike. »Damit haben Sie sich ein fettes Trinkgeld verdient, Juan.«

»Was ist heute nacht nur los in der Stadt? Ich dachte erst, die Chinesen kommen. Aber einer der Kollegen behauptete im Funk Stein und Bein, er hätte ein UFO gesehen. Sie wissen nicht zufällig etwas darüber?«

»Ich hoffe, Sie glauben nicht an kleine grüne Männchen, Mr. Chavez«, sagte Magnus eher beiläufig.

»Bestimmt nicht, Sir. Ich glaube vielmehr an große grüne Scheinchen.«

»Eine lobenswerte Einstellung. Wie wollen Sie jetzt fahren?«

»Über den Bronx River Parkway. Der führt direkt zum Park und ist um diese Zeit garantiert nicht mehr zugestaut.«

Mike McBain schüttelte den Kopf. »Nein. Mein Freund und ich möchten noch etwas sehen von New York. Wir fahren durch die Bronx. Und nehmen Sie die kleinen Straßen.«

»Aber um diese Zeit sehen Sie doch sowieso kaum etwas«, wollte Chavez zu einem Protest ansetzen, als ihm ein Licht aufging. »Kleine Straßen, ich verstehe. Möglichst keine Polizeikontrollen.«

Mike nickte. »So ist es, mein Freund.«

*

Die Bronx war noch immer nicht das beste Viertel der Stadt, aber im letzten Jahrzehnt hatte sich hier doch viel verändert. Die Straßen waren sauberer geworden, und es lungerten nicht mehr an jeder Ecke zwielichtige Gestalten mit Kapuzenjacken und Hosen, deren Gürtel fast auf den Knien hingen, herum.

Der frühere Bürgermeister Giuliani hatte mit seiner Politik der Nulltoleranz dafür gesorgt, daß das Viertel auch für die arbeitende Bevölkerung wieder interessant geworden war – und im gleichen Maße, wie Geld und anständige Menschen in die Bronx gezogen waren, hatten sich Verbrechen und der Bodensatz auf den Rückzug machen müssen.

Als sie über die Boynton Avenue die letzten Meter auf den Sound View Park zurollten, hatten sie seit der Überquerung des Harlem-Flusses keinen Streifenwagen mehr gesehen.

Mike McBain hatte sich nicht geirrt. Ein Moloch wie New York konnte nicht an allen Ecken und Enden kontrolliert werden. Falls die Polizei auch noch an anderen Stellen als den Brücken Kontrollposten eingerichtet hatte, dann überhaupt nur auf den Schnellstraßen. Mehr gab ihre Personaldecke einfach nicht her.

Es war fast Mitternacht, als Wittmann und McBain aus dem

Taxi stiegen. Der Amerikaner trat an die Fahrertür und reichte Juan durch das geöffnete Fenster einen dritten Hunderter. Der konnte sein Glück kaum fassen.

»Ich rate Ihnen, so schnell wie möglich von hier zu verschwinden«, sagte Mike. »Hier werden gleich Dinge geschehen, die Sie gar nicht sehen wollen, Juan!«

»Ich verstehe, Sir… und danke!«

Die beiden Thule-Soldaten warteten nicht länger ab, sondern huschten auf den nachtdunklen Park zu, waren im Nu unter den Bäumen verschwunden.

Der Taxifahrer jedoch hatte McBains Hinweis keineswegs so gut verstanden, wie er behauptet hatte. Er war von Natur aus neugierig, und die Ereignisse dieser Nacht – vor allem das so plötzlich völlig veränderte Gesicht eines seiner beiden Passagiere – hätten selbst weniger neugierige Naturen nachdenklich gemacht.

Und dann hörte er das heulende Pfeifen, das von Südosten über den Park heranzog. Es war nicht laut, aber durchdringend.

Nun war es um Juan Chavez geschehen. Seine Neugier gewann die Oberhand über die Vernunft. So schnell er konnte, lief er nun ebenfalls in den dunklen Park. Die Stelle, an der die beiden Männer verschwunden waren, hatte er sich genau gemerkt.

Er hastete zwischen hohen Bäumen durch und fürchtete schon, die Orientierung verloren zu haben, als nicht weit vor ihm Licht die Dunkelheit durchdrang.

Der Taxifahrer preßte sich dicht an einen mächtige Baumstamm und starrte mit offenem Mund auf die Szenerie auf der Lichtung vor ihm: Reichsflugscheibe I 24 war erneut gelandet. Zwei Männer hasteten an Bord. Einer blieb in der geöffneten, hellerleuchteten Schleuse noch einmal stehen und blickte zurück nach draußen, als suche er nach etwas im Park.

Da er im Licht stand und die Umgebung im Dunkeln lag, konnte er keinesfalls etwas erkennen.

Doch Juan Chavez hatte sein Gesicht genau gesehen, bevor die Rampe eingezogen und die Schleuse verschlossen wurde: Das war derjenige seiner beiden Passagiere gewesen, dessen Gesicht sich im Laufe des letzten Abends nicht verändert hatte.

Die gigantische Flugscheibe hob sich leicht wie eine Feder vom Boden – um im nächsten Augenblick mit irrwitzigen Beschleunigungswerten hinauszuschießen auf den nachtschwarzen East River. Und da war es wieder, dieses unheimliche heulende Pfeifen.

Juan stand einen Augenblick da, als habe ihn der Blitz getroffen. Dann gewann er seine Fassung zurück und lief hinaus auf die Lichtung, wo gerade noch das UFO gestanden hatte – denn genau darum handelte es sich seiner Meinung nach. Vom Reich Thule und dessen Flugscheiben hatte er noch nie etwas gehört.

Zu der Ausrüstung eines echten Taxifahrers gehörte stets eine kleine, aber leistungsstarke Taschenlampe, mit der man bei Dunkelheit nach Hausnummern suchen konnte. Mit der leuchtete er den Boden ab. Brandspuren, mit denen er gerechnet hatte, waren beim besten Willen nicht zu entdecken. Er fand nur fünf runde Abdrücke im Gras. An diesen Stellen war der Boden gestaucht, eingedrückt, als habe er eine schwere Last tragen müssen – was ja auch tatsächlich der Fall gewesen war.

Enttäuscht über seinen eher unspektakulären Fund steckte Juan die Lampe wieder ein und wollte sich gerade auf den Rückweg zu seinem Wagen machen, als unmittelbar über ihm die Hölle losbrach. Zahlreiche Abfangjäger donnerten mit eingeschalteten Nachbrennern über den Park. Die meterlangen Abgasflammen waren in der Dunkelheit klar zu erkennen.

Die Jäger rasten in die Richtung, in der die fliegende Untertasse verschwunden war, doch für Juan stand fest, daß sie sie unmöglich einholen konnten.

Verwirrt und erschüttert machte er sich auf den Rückweg zu seinem Taxi. Das Fluggerät, das er soeben mit eigenen Augen beobachtet hatte, hatte ausgesehen wie von einem anderen Stern.

Doch die beiden Männer, die die Maschine bestiegen hatten, waren ganz normale Menschen gewesen.

Oder?

Er erinnerte sich wieder daran, daß der eine während des Aufenthalts in dem dunklen Gelände am Cloisters plötzlich ein anderes Gesicht bekommen hatte.

Aber die beiden hatten ihn nicht entführt oder mit Nadeln gepiesackt, sondern sich wie ganz normale Menschen verhalten und ihn mit 300 echten amerikanischen Dollar mehr als fürstlich bezahlt.

Juan trat aus dem Park und überquerte die Lafayette Avenue. Sein Taxi stand an der Ecke Boynton. Zwei Männer warteten daneben. Schon wieder Kundschaft? In dieser Nacht wollte er eigentlich nicht mehr fahren, verdient hatte er ja mehr als genug.

Die beiden Männer trugen billig wirkende schwarze Anzüge, weiße Hemden und schwarze Krawatten. Einer war ein Weißer, der andere ein Schwarzer. Beide waren groß, muskulös und wirkten äußerst durchtrainiert.

Auffallend war, daß sie trotz der nachtschlafenden Zeit und der damit verbundenen Dunkelheit schwarze Sonnenbrillen trugen. Waren das etwa…?

Der Weiße legte die Hand ans Ohr, in dem offenbar der Knopfempfänger eines Funkgeräts steckte. Er flüsterte etwas in das drahtdünne Mikrophon, das sich an seine Wange schmiegte und das der erschrockene Taxifahrer jetzt erst sah.

»Juan Chavez?«

Unwillkürlich mußte er nicken.

»Ich bin Agent Black, und das ist Agent White«, sagte der Weiße und hielt Juan eine Blechmarke unter die Nase, die ihm nichts sagte. Woher kannten die seinen Namen? »Wir sind von der NSA,* Abteilung P. Sie kommen gerade aus dem Park. Sie haben nicht zufällig etwas Außergewöhnliches gesehen?«

»Und ob ich das habe! Da ist ein UFO gelandet und hat zwei Männer abgeholt, die ich den ganzen Abend durch die Stadt kutschiert habe!«

»Mit dem Taxi hier?«

Juan nickte.

»Sir, wir müssen Sie bitten, uns zu begleiten. Wir haben eine Reihe wichtiger Fragen an Sie. Bitte steigen Sie in unseren Wa-

---

* National Security Agency (= Nationale Sicherheitsbehörde der USA)

gen.« Agent Black deutete auf einen schwarzen Ford, der hinter dem Taxi stand.

Juan protestierte nur schwach. »Aber ich wollte eigentlich Feierabend machen. Und mein Taxi…«

»Sir, das hier ist eine Angelegenheit der nationalen Sicherheit. Ihr Taxi wird gleich abgeholt werden, wir müssen es sowieso auf Spuren untersuchen. Also machen Sie uns bitte keine Schwierigkeiten.«

Seufzend ging Juan auf die schwarze Limousine zu. Der schwarze Agent namens White, der noch keinen Ton über die Lippen gebracht hatte, hielt ihm wortlos die Tür zum Fond auf.

Mit resigniertem Gesichtsausdruck stieg der Taxifahrer ein. Er war kein Mensch, der anderen Schwierigkeiten machte. Schon gar nicht, wenn es um Angelegenheiten der nationalen Sicherheit ging. Juan Chavez war ein aufrechter amerikanischer Patriot.

Kaum war der schwarze Ford davongerollt, fuhr ein ebenso schwarzer Lkw mit Kastenaufbau auf die Straßenecke zu. Er hielt hinter dem Taxi, der Aufbau neigte sich, und eine Rampe wurde ausgefahren.

Männer in schwarzen Overalls – die erstaunlicherweise keine schwarzen Sonnenbrillen trugen – koppelten ein Seil an den hinteren Abschlepphaken des Taxis und zogen es in ihren Lkw.

Keine zwei Minuten waren vergangen, und sie fuhren weg, hinein in die Nacht über New York, die sie verschluckte, als seien sie nie dagewesen.

Das Taxi tauchte nie mehr auf.

Auch Juan Chavez und seine 300 Dollar wurden nie wieder gesehen.

All alone in the danger zone
Danger zone danger zone
All alone in the danger zone
Danger zone danger zone

(Ramones – Dee Dee Ramone/Johnny Ramone)

4. Amazonasbecken

Vier Monate zuvor:

Schluchzend trottete Manfred Behrens hinter Mike McBain auf den Rand des Urwalds zu. Der Kampf mit den Flugscheiben der AIn, der Absturz, sein Ausstieg mit dem Schleudersitz und vor allem die Begegnung mit einem leibhaftigen Ungeheuer aus den Tiefen des Weltalls hatten den sensiblen Journalisten bis ins Mark erschüttert.

Aber der Schrecken war noch nicht vorüber…

Erst hörte Manfred nur ein leises Pfeifen, aber schon jagte ein kleiner eleganter Deltaflügler mit röhrendem Triebwerk im Tiefflug über sie hinweg.

Die Maschine wackelte deutlich von einer Seite auf die andere, so als sei der Pilot betrunken.

Selbst Manfred, der alles Militärische entschieden ablehnte, kannte inzwischen diesen Flugzeugtyp.

Es handelte sich um eine Messerschmitt Me 1090 Libelle 3, einen Hochleistungsabfangjäger, der wegen seiner relativ kurzen Reichweite entweder reinen Defensivaufgaben diente oder

von den gewaltigen Arado Ar 666 »Jägerträgern« ins Einsatzgebiet gebracht werden mußte.

Mit einer Maschine solchen Typs, die so klein wie möglich um eine mächtige Rotationskanone vom Typ Gustloff HF 21 herum gebaut worden war, hatte Mike vor wenigen Minuten die letzte Flugscheibe der AIn zum Absturz gebracht. Allerdings waren bei dem Luftkampf auch die große Arado und alle acht Messerschmitts zu Bruch gegangen.

Da nach allem, was Manfred wußte, die Thule-Truppen keinen Stützpunkt am Amazonas unterhielten, bedeutete die Anwesenheit einer Libelle, daß wenigstens ein weiterer Jägerträger in der Nähe war.

Sie kamen! Sie waren hinter ihnen her!

Doch anstatt zu laufen, setzte sich Mike seelenruhig mitten auf den ehemaligen Dorfplatz inmitten der verbrannten Ruinen und hob beide Arme mit den Handflächen nach oben.

Die Messerschmitt flog einen weiten Bogen, der Pilot nahm Schub weg und fuhr die Landeklappen aus. So langsam, wie es mit diesem Typ möglich war, flog er noch einmal über das Dorf und über die beiden Männer hinweg, wackelte erneut mit den Tragflächen. Dann zündete er den Nachbrenner, zog die Klappen ein und verschwand im dunstigen Blau über dem gar nicht mehr so endlosen Urwald.

»Bist du wahnsinnig, Mike? Hoch mit dir! Die… die Nazis haben uns die ganze Zeit über verfolgt! Wir müssen weg!« Manfreds Stimme überschlug sich beinahe. Für Tränen hatte er jetzt keine Zeit mehr.

Der Amerikaner schüttelte den Kopf. Er bedeutete Manfred, sich neben ihn zu setzen. »Wohin willst du fliehen? In den Dschungel? Glaub mir, vor dieser Truppe kannst du dich nicht einmal dort verstecken. Also ersparen wir uns die Lauferei und bleiben gleich hier. Außerdem wollten wir die Thule-Truppen ja sowieso rufen. Die Tatsache, daß sie uns schon gefunden haben, erspart uns die beschwerliche Suche nach dem Notsender.«

»Aber du hast die schwarzen Brüder verraten! Das werden sie dir niemals verzeihen!« Für Manfred waren die Thule-Soldaten schon allein deswegen der Feind an sich, weil sie schwarze Uni-

formen trugen. Und auch der Gotenadler, den sie zu ihrem Symbol erkoren hatte, erschien dem strammen Linken höchst suspekt.

Es war ihm zwar gelungen, Mike zur Flucht aus dem unterirdischen Reich Thule zu überreden, doch der im Grunde seines Herzens völlig unpolitische Pilot hatte die Geschichte von den die Menschheit versklavenden AIn einfach nicht geglaubt und war daher anfällig gewesen für Manfreds Parolen, nach denen alles Deutsche grundsätzlich suspekt und deutsches Soldatentum gar gleichbedeutend mit Schwerverbrechen war.

Der Luftkampf mit den Flugscheiben und die Konfrontation mit dem AIn hatte ihn eines Besseren belehrt.

Entschlossen reckte er das markante Kinn vor. »Ich weiß, daß man mich vor ein Kriegsgericht stellt – und ich bin bereit, meine Strafe abzusitzen. Aber danach werde ich gegen diesen außerirdischen Abschaum kämpfen, und wenn es sein muß als Frontschwein im vordersten Schützengraben. Hier geht es nicht mehr um mich oder um dich, Manfred – hier geht es um die Menschheit! Oder hast du schon vergessen, was die AIn mit dem Dorf hier angestellt haben? Wenn ja, dann schau dich einfach noch mal um!«

*

Die beiden ungleichen Männer hatten eine halbe Stunde schweigend verbracht, hockten inmitten all der Leichen, die Kampfstrahlen und Giftgas der AIn zurückgelassen hatten.

Seit einigen Minuten starrte Mike auf eine Wolke, die sich am ansonsten strahlendblauen Himmel dem zerstörten Dorf mit hoher Geschwindigkeit näherte. Am Rande des Dorfes hielt die Wolke an und senkte sich bis fast auf den Boden herab. An ihrer Unterseite wurde Stahlzeppelin SZ 57 »Johannes Lutter« sichtbar. Der fast 300 Meter lange Metalleib kam dicht über dem Boden zur Ruhe, gehalten nur von der Kraft der beiden Magnetrotationsringe, die unsichtbar unterhalb der stählernen Hülle arbeiteten.

Die große Ladeluke öffnete sich, und eine Rampe wurde aus-

gefahren. Schwarzuniformierte stürmten heraus und sicherten den Landeplatz weiträumig ab, andere fuhren mit kleinen geländegängigen Fahrzeugen heraus und steuerten direkt den Urwald an, in dem das Wrack der Arado lag.

Zum Schluß erschien ein großer Kastenwagen mit geschlossenem Aufbau. Zielstrebig steuerte er die Stelle an, an der die Leiche des AIn in ihrem Raumanzug lag.

Männer in hermetisch geschlossenen Schutzanzügen mit eigener Luftversorgung betteten den Außerirdischen auf eine Bahre, die sodann mit einer aufblasbaren Kunstoffhülle umgeben und virendicht von der übrigen Welt getrennt wurde. Die Tragegriffe der Bahre steckten in speziellen Ausstülpungen der Hülle.

Vier Mann nahmen das komplexe Gebilde auf und verstauten es in dem Kastenwagen, den sie anschließend mit einer Art Seifenschaum einsprühten.

Danach nahmen sie einander vor.

Falls Mike gedacht hatte, sie würden ihre Anzüge jetzt öffnen, dann hatte er sich getäuscht. Die Männer kamen auf ihn und Manfred zu und untersuchten sie sowie Luft und Boden ihrer unmittelbaren Umgebung mit kleinen, kompliziert und teuer aussehenden Gerätschaften.

Der Anführer der Truppe sagte etwas – was man durch die Helmscheibe nur sehen, aber nicht hören konnte – und betätigte ein Ventil an seinem Anzug, der deutlich schlaffer wurde, als die Druckluft aus seinem Inneren entwich. Gleichzeitig öffnete er seinen Helm und klappte ihn nach hinten.

»Alle Gefahren beseitigt?« Mike klang hörbar sarkastisch.

»Es hat wohl nie eine echte Gefahr bestanden«, bekannte der Deutsche in dem Schutzanzug freimütig. »Aber da dies der erste AIn ist, den wir nicht nur unversehrt, sondern sozusagen fangfrisch in die Hand bekommen, haben wir lieber nichts riskiert und das volle Programm durchgezogen. Jedenfalls ist die Leiche nicht infektiös, und auch das Giftgas ist nicht mehr nachweisbar.«

»Sie wissen von dem Gasangriff?« Mike war verblüfft.

»Selbstverständlich. Aber die Einzelheiten der Operation

werden Sie wohl von Generalmajor Geyer erfahren. Da kommt er – und mal wieder nicht mit dem Panzer.«

Grinsend bestiegen die Männer in den Schutzanzügen ihren Kastenwagen und fuhren zum Stahlzeppelin zurück. Manfred und Mike sahen sich verblüfft an. Mike zuckte mit den Schultern. Den Witz mit dem Panzer – falls es denn ein Witz gewesen sein sollte – hatte keiner von beiden verstanden.

Sie schauten zum Stahlzeppelin hinüber. Generalmajor Geyer erschien auf der Rampe, flankiert von sechs Feldjägern, unschwer erkennbar an den Brustplatten mit dem eingeprägten Schriftzug »Feldjägerkorps« unter dem ebenfalls geprägten Gotenadler, die sie an Ketten um den Hals trugen und die ihren Vorgängern im Zweiten Weltkrieg den nicht sehr freundlich gemeinten Titel »Kettenhunde« eingetragen hatte.

Das hieß – unschwer erkennbar waren die Militärpolizisten nur für Eingeweihte. Manfred glaubte angesichts der Brustplatten tatsächlich für einen Augenblick, es mit einem schwarz uniformierten Schützenverein zu tun zu haben. Dann war er nur noch ratlos.

Während ringsum die Soldaten mit höchstem Einsatz arbeiteten – ein Sondertrupp war damit beschäftigt, das Massaker an den Dorfbewohnern in allen Details zu dokumentieren –, kamen Geyer und seine Kettenhunde zielstrebig auf McBain und Behrens zu.

Mike stand auf und nahm Haltung an.

Er knallte die Hacken zusammen und salutierte zackig, als der sportlich-kräftige Generalmajor mit dem leicht graumelierten blonden Haar vor ihm stand. Mike mußte zu ihm aufblicken, denn sein Gegenüber war zwei Fingerbreit größer als er. Geyer musterte ihn mit einem Blick, den Manfred Behrens nicht zu deuten vermochte. Die sechs Feldjäger hatten hinter dem hohen Offizier Stellung bezogen und rührten sich nicht mehr.

»Melde gehorsamst: Ich habe ziemliche Scheiße gebaut – Sir!« Mike salutierte erneut und redete einen imaginären Punkt in der Luft an, so wie er es während seiner Ausbildung in der Luftwaffe der Vereinigten Staaten gelernt hatte. Dann stand er reglos da. Nicht einmal seine Augenlider zuckten.

»Wie oft muß ich Ihnen eigentlich noch sagen, daß es in deutschen Streitkräften keinen ›Sir‹ gibt? Ach, ihr Amerikaner und euer militärisches Getue. Mit dem ganzen Brimborium versucht ihr doch nur zu übertünchen, daß eure Truppe verdammt undiszipliniert ist und keinen Krieg gewinnen kann, in dem sie nicht die vollständige Überlegenheit an Menschen und vor allem Material hat. Ach ja, McBain… rühren!«

Mike stampfte einmal mit dem rechten Fuß auf, stand dann breitbeinig da, Kinn in die Luft gereckt und Beine gespreizt. Täuschte sich Manfred, oder huschte tatsächlich ein Grinsen über Geyers Gesicht?

»Offenbar betrachten Sie Ihren Einsatz wesentlich kritischer als das OKT«, fuhr Geyer fort. »Sie haben nicht nur drei Flugscheiben der AIn vernichtet, sondern auch eine unversehrte Feindleiche geborgen. Unsere Wissenschaftler würden Ihnen dafür am liebsten die Füße küssen. Militärisch betrachtet ist der Verlust von drei Flugscheiben für den Feind um ein Vielfaches schwerwiegender als der Verlust einer Arado und ihrer Libellen für uns. Hätten Sie in offiziellem Auftrag gehandelt, würde Ihnen Bärwolf jetzt das Thule-Kreuz an die Brust heften.«

»Sie sind mir also nicht böse, Si… Herr Generalmajor?«

Geyer schmunzelte nun wirklich. »Sie denken noch immer in den falschen Kategorien, McBain. Thule ist selbst nach den Maßstäben der Amerikaner ein äußerst reicher Staat. Material hat nur untergeordnete Bedeutung für uns – das kann jederzeit ersetzt werden. Uns sind vor allem die Menschen wichtig. Menschen wie Sie, McBain!

Wie Sie mittlerweile wissen, können wir wegen ihrer speziellen genetischen Eigenart nur reinrassigen Ariern vertrauen. Alle anderen, die nicht über dieses einmalige Gen verfügen, sind potentielle Träger eines AIn-Implantats.

Sie sind so ein reinrassiger Arier, und deswegen hatten wir Sie schon seit längerem auf der Liste der Männer, die wir anzuwerben gedachten. Doch es blieb uns leider keine Zeit mehr, Sie von der Bedeutung unseres Kampfes zu überzeugen und freiwillig auf unsere Seite zu ziehen.

Ihre Notlandung auf der ›Hindenburg‹ war nicht geplant. Sie

waren noch nicht reif für die Thule-Truppen. Wir haben Sie natürlich weiterhin überwacht und waren regelrecht froh, daß Herr Behrens Sie immer wieder aufhetzte. So waren Sie gezwungen, sich intensiv mit Ihrer neuen Situation auseinanderzusetzen und sich darüber klarzuwerden, wo Sie wirklich standen.

Ihre Flucht stand von Anfang an unter Beobachtung, McBain. Sie haben bewiesen, wie wertvoll Sie für Thules Kampf gegen die AIn sein können. Und deshalb hätten wir Sie gern für unsere Luftwaffe. Aber wir zwingen Sie nicht. Wenn Sie sich gegen uns entscheiden, lassen wir Sie unbehelligt hier zurück. In einigen Stunden dürfte auch die brasilianische Polizei hier eintreffen. Die wird Sie schon zurück in die Zivilisation bringen.

Also… wie lautet Ihr Entschluß?«

Mike McBain stand da wie vom Donner gerührt. Mit allem hatte er gerechnet – nur nicht mit diesem Angebot. Endlich kam Leben in ihn. Erneut nahm er Haltung an. »S… Herr Generalmajor, ich werde Thule und den Thule-Truppen mit meiner ganzen Kraft treu und unerschütterlich bis zum Tod dienen. Das schwöre ich!«

Geyer lächelte wie ein Vater, der seinen übereifrigen Sohn bremsen mußte. »Nicht so theatralisch, Herr McBain. Thule legt keinen Wert darauf, daß seine Soldaten bis zum Tode dienen. Wir sehen es viel lieber, wenn sie das Pensionsalter erreichen und ihre Erfahrungen an die nächste Generation weitergeben können.« Sein Gesicht wurde ernst, als er sich von dem Piloten abwandte und Manfred anblickte. »Was ist mit Ihnen, Behrens? Sie haben sich wahrlich viel Mühe gegeben, die Kampfkraft unserer Truppe zu zersetzen. Ich glaube, niemand im Reich wird Ihnen eine Träne nachweinen, wenn Sie in die BRD zurückkehren wollen, arische Gene hin oder her.«

Der Journalist stand noch immer unter Schock, und ein Teil seines Verstandes, der ganz klein weit hinten in seinem Schädel saß, wollte kaum glauben, was sein Mund da formulierte: »Ich habe Ihnen nicht geglaubt. Außerirdische… das klang einfach zu phantastisch. Aber ich wurde eines Besseren belehrt. Leider. Deshalb bitte ich Sie, mir ebenfalls noch eine Chance zu geben.«

Der Generalmajor war sichtlich überrascht. Mit allem hatte er gerechnet, aber nicht mit dieser Antwort. Stumm deutete er auf die »Johannes Lutter« am Dorfrand. Manfred verstand den Wink und trottete los.

*

Der Rückflug mit dem Stahlzeppelin in die Antarktis dauerte doppelt so lang wie der Flug mit der Arado. Mike und Manfred bekamen zwei Kabinen an Bord zugewiesen, in denen sie sich erst einmal ausschlafen konnten.

Zehn Stunden später klopfte Manfred an die Tür des Amerikaners.

»Jetzt erst ausgeschlafen? Ich bin schon seit zwei Stunden wieder wach«, begrüßte der den Besucher. »Willst du frühstükken? Ich könnte auch noch einen Kaffee vertragen.«

»Nein, mir ist der Appetit gründlich vergangen.« Behrens drängelte sich regelrecht in die kleine Kabine und schloß demonstrativ die Tür hinter sich. »Ich… ich kann es nicht glauben, daß ich diesen Flug freiwillig mitmache.«

McBain wirkte verblüfft. »Das verstehe ich nicht. Niemand hat dich gezwungen. Geyer wollte dich gehen lassen.«

»Welchen Beweis hast du für diese Behauptung? Wer sagt uns denn, daß uns die netten Jungs mit den Schützenbruderorden nicht einfach erschossen hätten, wenn wir wirklich ausgestiegen wären?«

»Das sagt mir meine Menschenkenntnis! Geyer ist nicht der Mann, der…« hob der Pilot an, doch Manfred fiel ihm zornig ins Wort.

»Letzten Endes kann uns das egal sein. Denn darum geht es nicht wirklich. Es geht hier nicht um dich oder um mich, Mike – es geht tatsächlich um die Erde und die gesamte Menschheit, die vor Ungeheuern aus dem All beschützt werden muß, so verrückt das auch klingen mag.«

»So ist es, Manfred. Nur deshalb schließe ich mich den Thule-Truppen an. Ich will für das Überleben der Menschheit kämpfen!«

»Siehst du denn nicht die ungeheure Gefahr, die uns allen aus diesem Kampf erwachsen könnte?«

»Meinst du eine Niederlage gegen die Aliens?« McBain sah Manfred fragend an, denn er verstand nicht wirklich, worauf der hinauswollte.

»Nein. Ich meine die Tatsache, daß es ausgerechnet die Nazis und ihre ›Arier‹ sind, die als einzige gegen diese Monster kämpfen! Sollten sie diesen Kampf gewinnen, dann wird die Erde nie mehr so sein wie zuvor!«

I used to be on an endless run.
Believe in miracles 'cause I'm one.
A have been blessed with the power to survive.
After all these years I'm still alive.

(Ramones – Dee Dee Ramone/Daniel Rey)

5. OKT, Neu-Berlin

Die Reichsflugscheibe I 24 hatte Wittmann und McBain in weniger als einer Stunde von New York nach Neu-Schwabenland gebracht und wohlbehalten im Fliegerhorst Bärenhöhle abgesetzt.

Ein blutjunger Leutnant holte die beiden Hauptleute, die noch ihre Zivilkleidung trugen, am Flugfeld ab und geleitete sie zur Magnetschwebebahn. Über dem Arm trug er ein dickes Paket.

Auch Wittmann hatte inzwischen die Folienmaske vom Gesicht gezogen. Trotzdem sah er nach wie vor verändert aus, denn ebenso wie McBain war er noch nicht dazu gekommen, die dunkle Farbe aus seinen blonden Haaren zu waschen.

In dem Magnetzug geleitete der Leutnant die beiden Offiziere in eines der Abteile und reichte ihnen das Paket. »Sie haben Auftrag, sich unmittelbar nach Ihrer Ankunft in Neu-Berlin im OKT zu melden. Bärwolf will sie sehen. Deshalb soll ich Ihnen das hier mit einem schönen Gruß von Generalmajor Geyer überreichen.« Der junge Mann legte das Paket auf einen Sitz und zog sich diskret aus dem Abteil zurück.

Magnus riß die Verpackung auf. Nachtblaue Kleidungsstücke

kamen zum Vorschein, darunter weitere in schwarz. Geyer hatte ihnen ihre Paradeuniformen schicken lassen.

Es war angebracht, beim Thulemarschall und obersten Befehlshaber des Reiches nicht in Räuberzivil aufzukreuzen.

Während sich die beiden Männer schweigend umzogen, rekapitulierte Magnus noch einmal, was er inzwischen über das politische System Thules wußte. Es handelte sich um eine Art Militärdemokratie, deren Regeln von dem Kriegsrecht bestimmt wurden, unter dem Thule seit seiner Gründung im Jahr 1945 notgedrungen stand.

Unumstrittener Herrscher und Oberbefehlshaber aller Waffengattungen war der Thulemarschall, der höchste Offizier dieser unterirdischen Welt. Er blieb bis zu seinem Tode im Feld oder längstens bis zum 65. Lebensjahr im Dienst. Dann wählten die Generalfeldmarschälle demokratisch einen neuen Oberbefehlshaber aus ihrem Kreis.

Somit war sichergestellt, daß nur ein Generalfeldmarschall und damit ein Offizier, der sein Können in unzähligen Schlachten gegen die AIn und andere Feinde Thules unter Beweis gestellt hatte, die höchste Verantwortung für das Reich übernahm.

Der amtierende Thulemarschall hieß Bernhard Bittrich und hatte das Amt seit dem Jahr 2007 inne. Wittmann und McBain waren ihm noch nicht persönlich begegnet.

Magnus rief sich ins Gedächtnis, was er über seinen obersten Vorgesetzten aus den Medien wußte: Bittrich war im Jahr 1960 in Wittmannshausen geboren worden, einem kleinen Dorf in Thule. (Das hatte seinen Namen natürlich nicht nach Magnus bekommen, sondern war nach dem Panzerhelden Michael Wittmann benannt worden.)

Bittrich war in die Thule-Truppen eingetreten und zu den Fliegern gegangen, bei denen er sich als Jagdpilot rasch einen großen Namen gemacht hatte. Unter dem Rufnamen »Wolf« hatte er höchst erfolgreich an zahlreichen Kampfeinsätzen teilgenommen, von denen die Weltöffentlichkeit nie etwas erfahren hatte.

Nach seiner aktiven Zeit in der Pilotenkanzel war er in den Stab der Luftwaffe gewechselt. Hier hatte er sich als fähiger

Führungsoffizier ebenso bewiesen wie zuvor als Pilot. Allerdings war er nach dem Wechsel in die Amtsstuben der Luftwaffenleitung (und später des OKT) deutlich fülliger geworden, was ihm rasch den Spitznamen »Bär« eingetragen hatte.

Als er vor drei Jahren in das Amt des Thulemarschalls gewählt worden war, hatte ein Oberleutnant bei der »Truppen-Post«, der offiziellen Militärzeitschrift, in seinem Leitartikel über den neuen Oberbefehlshaber den Namen »Bärwolf« geprägt, der seitdem gang und gäbe war.

Bittrich war bei seinen Männern so beliebt wie noch kein Thulemarschall vor ihm. Er kannte die alte Wehrmacht nur noch vom Hörensagen und hatte auch keine besonderen Beziehungen zur Außenwelt. Er war ein »Eigengewächs« Thules, geboren in der riesigen unterirdischen Höhlenwelt, und er liebte seine Heimat so inbrünstig, wie es vor 1945 auch in Deutschland einst üblich gewesen war.

Bärwolf Bittrich war schon zu Lebzeiten eine Legende, und diesen Mann sollten Magnus und Mike heute persönlich kennenlernen. Da war es mehr als nur selbstverständlich, daß beide Offiziere ihre Paradeuniformen trugen.

*

Als sie etwa eine Stunde später mit dem Elektroauto auf das imposante Gebäude des Oberkommandos im Herzen von Neu-Berlin zufuhren, saß Generalmajor Geyer mit ihnen im Wagen. Er hatte sie am Bahnsteig abgeholt und sich in raschen Worten über das Ergebnis des Treffens in New York unterrichten lassen.

Mike hatte auch die blutige Episode in der U-Bahn nicht verschwiegen, aber Geyer verlor nicht ein einziges Wort darüber.

Der Bismarck-Block, in dem das OKT seinen Sitz hatte, war ein massives fünfstöckiges Gebäude mit Mauern aus grauem Thule-Granit. Das Fundament war breiter als die Dachlinie, die relativ kleinen Fenster kauerten tief in den Höhlen der massiven Außenwand. Das Gebäude sollte jeden beeindrucken, der es betrat, Festigkeit und Entschlossenheit demonstrieren.

Das gelang ihm hervorragend.

Eine Ordonnanz erwartete die drei Offiziere an der obersten Treppenstufe zum von Säulen eingefaßten Portal. Vor den Säulen standen Schwarzuniformierte Wache – so stramm, daß man auch beim zweiten Hinsehen nicht mit Sicherheit sagen konnte, ob es sich um lebende Menschen oder lebensechte Statuen handelte.

Durch schier endlose Korridore, in deren granitene Fußböden immer wieder einmal marmorne Abbilder des Gotenadlers nahtlos eingearbeitet waren, führte sie die Ordonnanz ins »Allerheiligste«, ins schmucklose Arbeitszimmer des Thulemarschalls.

»Zimmer« war vielleicht nicht die richtige Bezeichnung, es handelte sich eher um einen kleinen Saal. Aber das war auch notwendig, denn außer zahlreichen Aktenschränken, einigen Tischen mit Rechnern und Bildschirmen sowie Bittrichs Schreibtisch mußte der Raum auch einen großen Konferenztisch aufnehmen, an dem bei Bedarf das Oberkommando tagte.

Doch momentan war Bittrich allein in dem Raum. Er schaltete seinen Rechner aus, stand vom Schreibtisch auf und kam den drei Männern entgegen. Die Ordonnanz blieb respektvoll im Eingang stehen und meldete: »Generalmajor Geyer sowie die Hauptleute McBain und Wittmann wie befohlen, Herr Thulemarschall!«

»Danke, Denkena. Wegtreten!«

Der Mann salutierte, schlug die Hacken zusammen und machte auf der Stelle kehrt. Er zog die schwere Tür hinter sich zu, als er das Zimmer verließ.

»Ersparen wir uns die formellen Höflichkeiten.« Bittrich kam mit ausgestreckter Hand auf seine drei Besucher zu. Er war mittelgroß, kräftig und untersetzt, seine dunkelbraunen Locken waren vielleicht einen Millimeter zu lang für einen deutschen Offizier. Aber Bärwolf war schon immer ein Mann gewesen, der wenig von Vorschriften, dafür aber um so mehr von Leistung gehalten hatte.

Seine schwarze Uniform war äußerst schlicht. Nur Schulterstücke und Kragenspiegel wiesen auf seinen hohen Rang hin.

Nacheinander schüttelte er Geyer und den beiden Hauptleuten

die Hand und deutete dann mit einer einladenden Geste auf eine gemütlich wirkende Sitzgruppe in einer Ecke des Raumes. »Whisky? Wasser? Etwas anderes?«

Magnus Wittmann war völlig verblüfft, als er sich setzte und von seinem obersten Vorgesetzten persönlich bedient wurde. Er wagte keinen Ton zu sagen und nahm das Glas mit kräftig duftendem goldbraunem Inhalt widerspruchslos entgegen.

»Das ist ein 18 Jahre alter Glenlivet«, erklärte Bärwolf. »Milder als der Zwölfjährige, deutlich kräftiger als der 25jährige. Die Schotten nennen ihn ›den Sean Connery der Whiskys‹. Will jemand Wasser?«

Geyer schüttelte stumm den Kopf, und die beiden Hauptleute beeilten sich, es ihm gleichzutun. Als jeder seinen Whisky hatte, ließ sich der Marschall in seinen Sessel sinken und öffnete einen kleinen Humidor, der auf dem Tisch stand. Er nahm eine fette, schwarzglänzende Zigarre heraus und forderte die anderen mit einer Geste auf, sich ebenfalls zu bedienen. »U 753 hat neue Zigarren mitgebracht, direkt importiert aus Havanna. Cohibas, Maduro 5. Bedienen Sie sich!«

Das ließen sich die Männer nicht zweimal sagen, und bald füllte der Duft edler Zigarren gemischt mit dem Aroma lange gereiften Whiskys den Raum.

Bärwolf lehnte sich entspannt zurück. »Raus mit der Sprache, meine Herren. Was läßt mir die amerikanische Präsidentin ausrichten?«

Wittmann berichtete von ihrer Unterredung mit Stabschef Gilmore, McBain ergänzte noch einige Details.

Für einen Augenblick war es ruhig in dem großen Raum. Der Marschall sog gedankenverloren an seiner Zigarre (und auch den beiden jungen Männern, die eigentlich Nichtraucher waren, mundeten ihre Havannas ganz köstlich), streifte den etwas lang gewordenen Kegel verbrannten Tabaks im großen Aschenbecher ab und leerte sein Whiskyglas.

Dann ging ein Ruck durch seine kräftige Figur, sein Gesicht wurde hart. »Ihr Bericht deckt sich mit einer Reihe anderer, die wir aus den verschiedensten Quellen bekommen haben. Die AIn wollen den Krieg in China nutzen, um ungestört die Ausrottung

der europäischen Arier durchzuführen. Natürlich soll die Sache hinterher als ›Unfall‹ hingestellt werden, aber der Schaden wäre angerichtet und vermutlich nicht wieder gutzumachen.

Unabhängig davon, daß wir einen solchen Massenmord an keiner Rasse auf dieser Erde hinnehmen würden, könnte die Vernichtung der Arier in Europa das Ende unseres Kampfes gegen die AIn einläuten. Wir haben die Angelegenheit im Generalstab besprochen und sind einstimmig zu der Überzeugung gelangt, daß wir es verantworten können, die Aufdeckung unseres Geheimnisses zu riskieren, so wie wir es schon riskiert haben, als wir den Atomkrieg verhinderten. Wir können notfalls damit leben, daß Thules Existenz allgemein bekannt wird. Einen Massenmord an den Menschen Europas hingegen werden wir um keinen Preis der Welt hinnehmen.

Deshalb ist die ›Hindenburg‹ schon in den Nordatlantik unterwegs. Operation ›Reinemachen‹ ist für Mittwoch, den 17. November 2010 angesetzt. Dieser Tag wird dereinst in den Geschichtsbüchern als der Tag markiert sein, an dem eine geheimnisvolle Macht aus dem Dunkel trat und die letzte Phase im Kampf gegen die außerirdischen Unterwanderer und Manipulatoren eröffnete.«

Geyer räusperte sich, und der Bärwolf sah ihn mit einem feinen Lächeln an.

»Ja, Heinrich, den Einsatz an Land wird die zweite Panzerdivision ›Theoderich‹ durchführen. Ich weiß ja, wie sehr Sie darauf brennen, Ihre Fähigkeiten in der Praxis unter Beweis zu stellen. Jedoch…« Bittrich machte eine Kunstpause, und Geyer, der gerade noch voller Vorfreude gelächelt hatte, sah ihn irritiert an. »Jedoch werden die ersten Truppen, die an Land gehen, Gorger sein.«

»Gorger?« Es war McBain, der nachfragte. Über die geheimnisvolle Sondertruppe Thules hatte er bisher nur Gerüchte gehört. Offiziell war ihre Existenz noch nicht bekanntgegeben worden.

»Gorger«, nickte der Thulemarschall. »Ich möchte endlich in der Praxis überprüfen, ob sich der unglaubliche finanzielle Aufwand für diese Truppe wirklich lohnt.« Er sah Geyers ab-

lehnende Miene und versuchte ihn zu beruhigen: »Wir schicken nur eine Kompanie mit Schnellbooten in die Landungszonen, einen Zug in jede. Die Gorger sollen nicht viel mehr tun, als die Bereiche für Ihre Truppen sichern, Heinrich.«

»Und wenn sie versagen?«

»Dann haben wir kaum mehr verloren als einen großen Haufen Geld. Und vor allem in diesem Fall kommt es besonders auf Ihre Panzerdivision an.«

Geyer nickte, schien halbwegs beruhigt. »Wie sieht es mit der Luftraumabsicherung aus?«

»Die Luftflotte der ›Hindenburg‹ steht zu Ihrer Verfügung. Sollte es zu Kampfhandlungen größeren Umfangs kommen – was ich eigentlich für unwahrscheinlich halte –, werden vor allem die Jagdbomber die Bodentruppen direkt unterstützen. Hoffen wir, daß es nicht dazu kommt, aber wenn die AIn-Lakaien Wind von unseren Plänen krigeen, dann wird zum erstenmal in der Geschichte ein Blitzkrieg auf englischem Boden stattfinden.«

Der Thulemarschall trank den letzten Tropfen aus seinem Whiskyglas und legte die zu zwei Dritteln abgerauchte Zigarre in den Ascher. Damit signalisierte er, daß die Besprechung vorüber war.

Die Männer erhoben sich, als Bärwolf noch etwas einfiel: »McBain, Sie haben sich bestens bewährt in New York. Damit steht Ihrem ersten Einsatz nichts mehr im Wege. Lassen Sie sich draußen im Vorzimmer Ihren Marschbefehl geben. Sie werden morgen auf die ›Hindenburg‹ versetzt.«

Wittmann räusperte sich.

»Ja, Hauptmann…?«

»Wird meine Sondertruppe ebenfalls an dem Einsatz teilnehmen, Thulemarschall?«

»Ich weiß, daß Sie darauf brennen, sich im Kampf zu beweisen. Andererseits scheinen Sie immer in Kämpfe verwickelt zu werden, ganz egal, in was für eine Art von Einsatz ich Sie schicke.« Bärwolf konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, wurde jedoch rasch wieder ernst. »Doch das Sonderkommando wäre bei dieser massiven Operation fehl am Platz. Ihre Truppe

ist ein Florett, aber in Sellafield setzen wir das schwere Hackebeil ein. Für Sie habe ich eine andere, extrem wichtige Aufgabe, Herr Wittmann: Sie müssen zurück nach Deutschland. Allein!«

*

Als die drei das Büro verließen, sahen sie voller Überraschung, daß auf der schmucklosen Bank draußen im Gang Manfred Behrens saß. Er stand auf, als die Gruppe heraustrat.

»Was machst du denn hier?«

»Das weiß ich nicht, Magnus. Ich bekam nur einen Führerbefehl, daß ich mich hier einfinden sollte. Bittrich geruht mich zu sehen.«

»Du solltest dein Schandmaul hüten, Manfred. Im Reich Thule gibt es keine Führerbefehle.« Trotzdem mußte Wittmann unwillkürlich grinsen. Sein Freund konnte es einfach nicht lassen, seiner Abscheu vor den militärischen Herrschaftsstrukturen in dieser unterirdischen Welt immer und immer wieder Ausdruck zu verleihen. Dabei störte es ihn auch nicht, wenn Männer aus dem Generalstab oder gar der Thulemarschall selbst das hörten.

Solange keine Gewalt im Spiel war, erwies sich Manfred immer wieder als durchaus mutiger Mann, was Wittmann Achtung abnötigte. Trotzdem fand er es unpassend, ausgerechnet hier im OKT so zu sprechen.

Manfred fand das nicht. Er sah, daß Bittrich wartend in der doppelflügeligen Tür seines Arbeitszimmers stand, und ließ sich deswegen besonders viel Zeit. »Habt ihr Lust, heute abend bei mir zu essen? Eure Freundinnen könnt ihr gern mitbringen!«

»Herr Behrens, wenn Sie nun bitte die unendliche Güte besäßen, mir die Gnade Ihrer Aufmerksamkeit zu schenken…!« Bittrich klang mehr als nur ein wenig gereizt.

Behrens wurde dadurch nur noch angespornt. »Ich komme ja schon, mein Füh… äh, Herr Reichsmarschall. Was pressiert denn so? Wollen wir mal wieder ein kleines wehrloses Land überfallen?«

*

Ab 20 Uhr wurde es allmählich dunkler im Reich Thule. Die künstlichen Sonnen in drei Kilometern Höhe wurden nach und nach heruntergefahren, bis ab 22 Uhr zahlreiche kleine Lampen am nun dunklen Nachthimmel die Sterne am Firmament simulierten. Die Temperaturen lagen tagsüber bei angenehmen 23 Grad und sanken im Verlauf der künstlichen Nacht auf 21 Grad ab. Zwischen vier und fünf Uhr morgens sorgten unsichtbare Wassersprenger hoch oben unter der Decke für ausreichend Regen.

Als Magnus Wittmann und Mike McBain kurz nach acht Uhr abends vor dem kleinen Häuschen im Grüngürtel von Neu-Berlin anhielten, das dem Journalisten Behrens zugewiesen worden war (größere Häuser oder die schicken Wohnungen in den Innenstädten mußten bezahlt werden, während die kleinen Häuschen am Stadtrand jedem Bürger Thules zustanden und vom Staat finanziert wurden), hatte die künstliche Dämmerung gerade begonnen. Die Offiziere trugen zivil. Sie sprangen aus dem Elektrowagen, der die Energie für den Antrieb mittels Induktion aus Kabeln unter der Straße bezog (in der Höhlenwelt unterhalb Neu-Schwabenlands wurden Benzinmotoren nur im äußersten Notfall verwendet), und öffneten die Fondtüren für zwei höchst bezaubernde Geschöpfe weiblichen Geschlechts, mit denen sie seit einigen Wochen befreundet waren.

Manfred empfing sie in der Eingangstür und schaute ein wenig irritiert auf die beiden reizenden jungen Wesen – das eine blond, das andere mit feuerrot wallender Mähne.

»Das sind Gabi und Elsebeth – Herr Behrens«, machte Magnus sie bekannt.

Der Journalist setzte sein strahlendstes Lächeln auf. »Für euch bin ich Manfred, meine Süßen. Wollt ihr euch das Haus ansehen? Kommt, ich führe euch herum!«

Die jungen Damen hakten sich rechts und links unter und schoben kichernd mit dem Hausherrn ab. »Da gehen sie hin, die Mädels… alle drei.« Magnus grinste.

»Unglaublich, was für einen Schlag der Kerl bei Frauen hat.

Ein Blick, ein freundliches Wort, und schon hat er sie völlig um den Finger gewickelt. Man könnte glatt eifersüchtig werden!« Mike hatte schon einiges über Manfreds Wirkung auf die Damenwelt gehört, das aber nie so richtig glauben wollen.

»Nicht nötig«, erklärte Magnus. »Die spüren instinktiv, daß er ihnen nicht an die Wäsche will, und das macht ihn irgendwie besonders attraktiv für sie. Versteh mir einer die Mädels... ich schaffe das nicht. Manfred vermutlich schon.«

Die beiden Offiziere betraten das Haus. Von irgendwo oben war Kichern zu hören. »Ich hätte Lust auf ein gutes deutsches Bier. Und du?«

Magnus nickte. Da die beiden sich hier schon auskannten, gingen sie schnurstracks in die Küche, aus der es verführerisch duftete. Ein junger Mann in kurzer Hose und buntem, kurzärmeligem Hemd stand am Herd und kochte. Der gutaussehende Bursche mit den sehnig-muskulösen Extremitäten hatte eine Schürze vorgebunden und sah ein wenig schüchtern auf, als Mike und Magnus eintraten und ihn verblüfft musterten.

Manfred, der »die Mädels« gerade wieder nach unten geführt hatte und ihnen die geschmackvollen Decken und Kissen auf den Sitzmöbeln präsentierte, steckte den Kopf durch die Durchreiche und flötete: »Das ist Herr Walter, ein wirklich guter Freund und ausgezeichneter Koch. Diesen unglaublichen Duft verdanken wir seiner Einfühlsamkeit am Herd. Zum Glück hat er die nicht nur da. Ihr macht euch selbst bekannt, ich muß mich um die zauberhaften Ladys kümmern!« Weg war er.

»Herr Walter« hatte wohl schon gehört, daß heute zwei Hauptleute zu Besuch kamen, und wirkte ziemlich verunsichert. Er riß sich zusammen, legte den Kochlöffel weg, nahm Haltung an, salutierte – was in seiner Freizeitkleidung und mit der Küchenschürze unfreiwillig komisch aussah – und machte Meldung: »Obergefreiter Walter Matter, zweite Panzerdivision!«

»Geyers Truppe, so, so. Stehen Sie bequem. Wir sind heute nicht im Dienst.« Manfred nahm eine Flasche Bier aus dem Kühlschrank und reichte Mike eine zweite. »Wir wollen den Abend genießen, und so, wie das hier duftet, werden wir das auch.«

Walter entspannte sich und rührte in der Soße. Magnus trat nahe an ihn heran und fragte fast beiläufig: »Eines allerdings interessiert mich schon. Sind Sie nicht ein wenig jung für Herrn Behrens?«

Der Obergefreite lief knallrot an und stammelte: »Ich… ich weiß nicht, wovon Sie reden! Herr Behrens und ich sind nur gute Freunde! Wir kennen uns aus dem Kochkurs und…«

»Erspar mir das Getue, Junge. Ich kenne Manfred seit meinem zehnten Lebensjahr und weiß um seine Vorlieben.« Walter wollte etwas sagen, doch Magnus ließ ihn nicht zu Wort kommen. »Hör mir einfach zu. Wir brauchen uns nicht zu verstellen, denn ihr zwei benehmt euch tadellos, was die Gesetzeslage angeht. Aber mich interessieren die Gesetze erst in zweiter Linie. Manfred ist mein Freund, verstehst du? Nicht mein Liebhaber, sondern mein ältester und bester Freund. Er bedeutet mir sehr viel. Sei nett zu ihm, mein Junge, dann werden wir uns mögen. Aber solltest du ihm jemals wehtun, dann hast du mich am Hals. Und mit mir möchtest du dich nicht anlegen, selbst in deinen schlimmsten Alpträumen nicht. Haben wir uns verstanden?«

»Voll und ganz, Herr Hauptmann. Aber ich versichere Ihnen, daß mir so etwas niemals in den Sinn käme. Herr Behrens ist so ein liebenswürdiger Mensch… ich könnte ihm nie…!«

»Geschenkt. Du weißt jetzt, was Sache ist, und ich weiß es auch. Außerdem ist das hier eine Privatveranstaltung. Ich bin Magnus, der hier heißt Mike! Auf einen schönen Abend, Walter!« Der Offizier hob die Bierflasche und prostete dem jungen Mann zu.

*

Das Abendessen schmeckte so gut, wie es duftete. Walter hatte vier Gänge vorbereitet, von denen einer raffinierter war als der andere. Einige Gläser exquisiten Rotweins von der Insel Mallorca lockerten die Zungen, und nach anfänglichem Zögern kam Matter das »Du« gegenüber den Offizieren locker von der Zunge.

Er und Behrens achteten allerdings peinlich genau darauf, sich

in Gegenwart der anderen stets nur mit »Herr Manfred«, »Herr Walter« und »Sie« anzureden. Die Sittengesetze in Thule waren wesentlich strenger als in den mehr oder weniger degenerierten Ländern der westlichen Welt, und es war einfach sinnvoll, niemals von einmal eingeübtem Verhalten abzuweichen. Dann machte man im Ernstfall auch keinen Fehler.

Denn in Thule standen homosexuelle Handlungen unter Strafe. Zwar schnüffelten die Behörden prinzipiell nicht im Privatleben der Menschen herum. Was die in ihren Häusern taten, interessierte nicht, solange nicht offenkundig gegen Gesetze verstoßen wurde. Aber eine öffentliche Zurschaustellung verbotener Verhaltensweisen wurde nicht toleriert. Männer, die auf der Straße Händchen hielten oder sich sogar küßten, wanderten sofort hinter Gitter.

Da diese strenge Rechtslage konsequent durchgesetzt wurde, war die Zahl der Männer in Thule, die ein homosexuelles Leben führten, deutlich niedriger als ein Prozent.

Magnus Wittmann hatte einerseits Mitleid mit seinem Freund Manfred, andererseits fand er die Regelung hier in Thule alles andere als schlecht. Hier hatte ein Mann noch ein Mann zu sein. In seinem früheren Leben im alten Berlin war er sich hingegen in seiner Normalität unter all den Zeitgenossen, die einem »alternativen Lebensstil« anhingen, manchmal fast schon wie ein Perverser vorgekommen.

Sein neues Leben hier verlief in den geordneten und sittlich-moralisch einwandfreien Bahnen, die er sich für Deutschland stets gewünscht hatte. Und auch Manfred konnte seinen speziellen Neigungen weiterhin nachgehen – er durfte nur nicht mehr offen damit kokettieren. Magnus empfand das als sehr angenehm.

Erst beim Nachtisch stellte er die Frage, die ihm schon den ganzen Tag auf der Zunge brannte: »Was wollte eigentlich der Thulemarschall von dir, Manfred?«

Der Angesprochene tupfte sich die Lippen kokett mit der Serviette ab und sagte dann breit grinsend: »Lauter unanständige Dinge, mein Freund!«

Er genoß die Aufmerksamkeit der anderen sichtlich, als sie

ihm mehr als nur erstaunte Blicke zuwarfen. »Er will mich für seine Propagandazwecke einsetzen, weil er erkannt hat, was für ein guter Autor ich bin. Eines muß man diesem Bärwolf lassen: Er beurteilt eine Arbeitsleistung völlig unabhängig von der Person, die dahintersteht. Von jemandem in seiner Position – in einem Land wie diesem! – hätte ich das nicht erwartet.

Egal. Ich soll für die ›Thule-Nachrichten‹ eine Artikelserie über den bevorstehenden Großangriff auf England schreiben. Jetzt werden die Ewiggestrigen also endlich doch noch bekommen, wovon sie seit 1940 träumen!«

»Manfred, wir haben keineswegs vor, England zu erobern!« In Magnus' Stimme schwang Empörung mit. »Wir werden da reingehen, die Pläne der Außerirdischen in Sellafield wirksam und dauerhaft unterbinden und uns dann sofort wieder zurückziehen!«

»Welche Pläne?« Manfred wirkte ein klein wenig verunsichert. »Dieser angebliche Atomanschlag auf Europa ist doch nichts als Propagandaschwulst!«

Auf Mikes Gesicht machten sich düstere Schatten breit. »Ich wünschte, du hättest recht, aber dem ist leider nicht so. Die Informationen über den geplanten Massenmord haben Magnus und ich vom Stabschef der amerikanischen Präsidentin bekommen – von Harlan Gilmore persönlich.«

»Na und? Der Mann ist ein Politiker. Er lügt!«

»Du machst es dir zu einfach, Manfred. Ich kenne Gilmore sehr gut. Während meiner Ausbildung in West Point habe ich politische Wissenschaften bei ihm studiert. Der Mann ist durch und durch integer!«

»Vielleicht wollen die Amerikaner England auch nur endgültig ausschalten…«

»Unfug! Dann hätten sie uns eine andere Geschichte aufgetischt. Wenn du über den Sellafield-Einsatz schreiben sollst, dürftest du die entsprechenden Unterlagen vom OKT bekommen haben! Und darin hast du gelesen, daß der Einsatz maximal ein paar Stunden dauert und mit dem völligen Rückzug der Thule-Truppen endet!« Mike hatte sich jetzt richtig in Rage geredet.

Der Journalist schluckte ein wenig, blieb aber so trotzig wie immer: »Na gut! Gehen wir mal davon aus, daß das stimmt…«

»Worauf du einen lassen kannst!«

»… dann heißt das noch lange nicht, daß die Amerikaner nicht gelogen haben. Die stecken in China ganz schön tief in der Scheiße. Vielleicht wollen sie nur, daß ihr mit Eurem Großangriff die Weltöffentlichkeit ablenkt, damit sie im Reich der Mitte unbemerkt irgendein linkes Ding durchziehen können!«

»Manfred, du solltest vom Journalismus auf die Schriftstellerei umsatteln.« Magnus grinste. »Deine Phantasie ist kühner als jede Realität. Wenn Mike sagt, daß er Gilmore vertraut, dann tue ich das auch. Mal ganz davon abgesehen, daß mir der Mann auch nicht unglaubwürdig vorkam.«

»Und wenn er an das glaubte, was er euch sagte, und selbst hereingelegt wurde?«

»Von wem? Von der Präsidentin? Unser Geheimdienst hat die Frau überprüft. Sie hat rein arische Gene und kann somit kein AIn-Lakai sein.

Was aber viel wichtiger ist, Manfred: Ich bin dein Freund, ich habe dich noch nie belogen, und du weißt, daß du mir vertrauen kannst. Deshalb sage ich dir, daß wir mit unserer Sellafield-Operation nichts anderes beabsichtigen als das, was der Bärwolf dir erklärt hat. Wir wollen eine terroristische Aktion der AIn beziehungsweise ihrer Lakaien verhindern, mit der ganz Nord- und Mitteleuropa in einen gigantischen Friedhof verwandelt werden sollen. Sobald wir das geschafft haben, ziehen wir uns wieder vollständig aus England zurück. Darauf hast du nicht nur mein Wort als Offizier, Manfred… darauf hast du mein Wort als dein Freund.«

Magnus' Miene signalisierte, daß es besser war, ihm nicht mehr zu widersprechen, und so hielt Manfred es für das beste, das Thema zu wechseln.

Er lächelte den beiden Fräuleins (wie man in Thule sagte) am Tisch zu und sagte: »Ich habe euch schon so viel von mir erzählt, meine Hübschen, und weiß doch so wenig von euch. Seid ihr in diesem Höhlenreich geboren worden?«

»Aber nein. Ich stamme aus Mettmann bei Düsseldorf, und

Elsebeth hier wurde im dänischen Ålborg geboren«, erklärte die blonde Gabi. Die Dänin nickte beifällig dazu.

»Interessant.« Manfred starrte einen Punkt an der holzgetäfelten Decke an. »Ich sollte eine Artikelserie über euch schreiben.«

Die beiden attraktiven Geschöpfe sahen überrascht und ein wenig geschmeichelt aus. »Wieso?« fragte Elsebeth mit ihrem fast unhörbaren dänischen Akzent. »Was ist an uns son so interessant?«

Manfred fixierte die Rothaarige mit einem unergründlichen Blick aus seinen hinter langen seidigen Wimpern verborgenen Augen. »Zum Beispiel eure Entführung, eure Unterdrückung hier in Thule… all das, ihr versteht?«

»Nicht wirklich.« Gabi warf Manfred einen langen prüfenden Blick zu. »Keine von uns wurde entführt. Man hat uns wahrheitsgetreu berichtet, was uns hier erwartet. Wir sind freiwillig gekommen. Nicht nur Elsebeth und ich – keine einzige der nicht hier im Reich geborenen Frauen wurde unter Zwang hergebracht!«

Der Journalist war spürbar irritiert. »Aber was bringt eine moderne junge europäische Frau dazu, Emanzipation und Karriere aufzugeben und in dieses rückständige Thule zu kommen? Ich meine, die größte Karriere, die ihr hier machen könnt, ist die, einen Offizier zu heiraten und seine Kinder in die Welt zu setzen.«

»Das ist nist wahr!« Elsebeth widersprach heftig. »Wenn wir wollen, können wir hier alles erreissen! Denk nur an Krimhild Unger!« Die Testpilotin war im ganzen Reich bekannt und galt als Aushängeschild für die moderne arische Frau von heute.

»Die wilde Hilde ist doch nur ein Aushängeschild, mit dem Mädels wie euch Sand in die Augen gestreut werden soll. Seht euch doch die Realität hier in der Höhle an: Frauen heiraten und setzen Kinder in die Welt. Das war’s!« Manfred schnaubte verächtlich.

Mike blinzelte Magnus heimlich zu. Er grinste über das ganze Gesicht, denn er wußte, was jetzt kommen würde. Elsebeth machte dem weitverbreiteten Vorurteil, daß Rothaarige ein explosives Gemüt hätten, alle Ehre.

»Du sagst das so, als sei das etwas Sslestes! Dabei wünst sis jede Frau tief in ihrem Herzen Kinder und die Geborgenheit einer Familie! Is bin es leid, mir von böswilligen Ideologen einreden zu lassen, meine natürlisen Wünse wären etwas Slimmes!« Ihr dänischer Akzent klang noch viel stärker durch, wenn sie sich aufregte, und Magnus konnte sehr gut verstehen, weshalb Mike sich in den Rotschopf verliebt hatte.

Gabi schlug in die gleiche Kerbe: »Du scheinst zu vergessen, Manfred, daß wir hier bessere Arbeit gefunden haben als in der Heimat – vor allem auch besser bezahlte! Elsebeth arbeitet als FuMO-Helferin in der Luftraumüberwachung Süd, und ich habe eine Vorzimmerstelle im OKT. Die Bezahlung ist wesentlich besser als daheim, vor allem wenn man bedenkt, daß Kost und Logis Teil des Gehalts sind!«

»Und warum ist das so?« So schnell gab Manfred nicht klein bei. »Herr Walter« saß nur stumm daneben und warf ihm bewundernde Blicke zu. »Weil sie euch unter Kontrolle haben wollen. Ihr lebt in einem Ledigenheim der Streitkräfte. Soweit ich weiß, ist Herrenbesuch auf den Zimmern streng verboten! Warum wohl?«

»Weil kein vernünftiger Staat Interesse an unehelichen Kindern haben kann?«

Magnus' neue Freundin war wesentlich selbstbewußter, als Manfred angenommen hatte. »Außerdem gibt es keine Übernachtungspflicht im Heim. Und die Herren Offiziere haben alle ihr eigenes Häuschen, so wie du. Schon mal darüber nachgedacht, Manfred?«

»Aber was ist mit den Mannschaftsdienstgraden? Die haben ihr Quartier in den Kasernen!«

»Ein Mann sollte erst dann daran gehen, Nachwuchs in die Welt zu setzen, wenn er auch für ihn und seine Frau sorgen kann, findest du nicht?«

»Ich hätte nicht gedacht, daß du so altmodisch bist, Gabi!« Magnus, der Manfred länger als jeder andere hier kannte, sah das verräterische Blitzen in dessen Augen. Er plante einen argumentativen Großangriff – und führte ihn im nächsten Moment aus: »Aber wenn du dermaßen altmodisch bist, hättest du deine

Heimat nicht verlassen dürfen. Heimatliebe sollte dann doch eine deiner obersten Tugenden sein.«

»So ist es.« Auf einmal wirkte Gabi unendlich traurig, und Elsebeth ebenfalls. »Aber Deutschland ist nicht mehr meine Heimat. Da laufen inzwischen mehr Ausländer als Deutsche rum, benehmen sich unmöglich, und wenn du dich beschwerst, hast du noch Glück, wenn du nur als ›deutsche Schlampe‹ beschimpft wirst. Du glaubst ja nicht, was ich mir schon alles anhören mußte, nur weil ich keinen Ausländer in mein Bett lassen wollte. Und in Dänemark ist es ganz genauso. Ein falsches Wort über den ›Propheten‹ Mohammed, und du verbringst den Rest deines Lebens unter falschem Namen im Hotel… falls man dich nicht als ›Sicherheitsrisiko‹ vor die Tür setzt.«

Elsebeth nickte heftig.

»Die Aussicht auf ein sorgenfreies Leben hier ohne Emanzipationsdruck und ohne Ausländer hat uns beide fasziniert, und wir haben unseren Entschluß nicht bereut. Für uns ist Thule das Paradies auf Erden!«

»Unter der Erde, um genau zu sein!« ergänzte Elsebeth mit einem grimmigen Grinsen.

Manfred hingegen war sprachlos. Diese offen zum Ausdruck gebrachte undifferenzierte Ablehnung von »Ausländern« machte ihn betroffen, ließ ihn verstummen.

Der Abend war gelaufen, schon wenig später hatten seine Gäste Anstand genug, sich zu verabschieden.

In dieser Nacht vermochte nicht einmal Herr Walter den Journalisten zu trösten.

I am not so upset about my horrible self
But why don't you go upset yourself
Hey here's the mirror see your stupid face
What a disgrace man and you know it's true

(Ramones – Dee Dee Ramone/Daniel Rey)

6. Redaktion, Neu-Berlin

Uschi Braun war der Alptraum der meisten Journalisten bei den »Thule-Nachrichten«. Wie sie es auf den Posten der Chefin vom Dienst gebracht hatte, war den meisten Mitarbeitern schleierhaft.

Hochgeschlafen haben konnte sie sich jedenfalls nicht, darin waren sich alle einig. Für eine Karriere auf diese Art war ein bestimmtes Aussehen unerläßlich.

Die mittlerweile 49 Jahre alte Braun war ein »Eigengewächs« Thules, geboren in Neu-München. Sie war groß und deutlich übergewichtig. Ihren allzu üppigen Busen trug sie stets eine Etage zu tief vor sich her.

Ihre Nase war genauso rund wie ihre Wangen, die dünne Oberlippe entblößte unregelmäßig geformte Zähne, die ein böswilliger Mensch auch als »Pferdegebiß« hätte bezeichnen können. Ihre langen, stets fettigen Haare waren einst rötlichbraun gewesen. Mittlerweile waren sie wegen galoppierender Ergrauung erkennbar schlecht gefärbt.

Sie war verheiratet, aber keiner ihrer Kollegen hatte ihren Ehemann jemals gesehen. Sie redete auch kaum von ihm – dafür

um so mehr von den Katzen und Hunden, mit denen sie sich in ihrem Haus im Grüngürtel der Hauptstadt umgab.

Die Chefin vom Dienst war eine der wenigen Frauen in Thule, auf die der Begriff »Emanze« tatsächlich zutraf. Sie ging davon aus, daß Frauen etwas Besseres wären und deshalb prinzipiell höhere Ansprüche hätten und besser behandelt werden müßten als Männer.

Trotz ihres breiten Beckens war sie kinderlos geblieben (was die Genetiker Thules hinter vorgehaltener Hand durchaus begrüßten).

Manfred Behrens war einer der wenigen Mitarbeiter bei den »Thule-Nachrichten«, mit denen Braun problemlos zurechtkam. Vielleicht lag das daran, daß Manfred in ihr eine Art Ersatzmutter in dieser für ihn so schrecklichen neuen Welt sah.

Er hatte mit ihr seine Artikelserie über die Operation »Reinemachen« abgesprochen. Braun war natürlich vom OKT schon informiert worden. Sie hatte mehrmals vergeblich versucht, Manfreds Versetzung auf die »Hindenburg« für die Dauer der näheren Kampfhandlungen zu verhindern.

Aber gegen den Bärwolf kam nicht einmal eine zähe Braut wie sie an.

Gerade hatte ihr Manfred brühwarm vom gestrigen Abend erzählt. »Ich verstehe es einfach nicht, daß diese Frauen freiwillig hierhergekommen sein sollen.«

»Geht mir ebenso«, erklärte Braun und schenkte Manfred noch eine Tasse des teuren Assam-Tees ein, den außer ihr niemand sonst genießen durfte, nicht einmal ihr Mann. »Aber worüber willst du einen Artikel schreiben, wenn die dummen Gänse nicht kooperieren?«

»Über die anderen.« Als er Brauns verblüfftes Gesicht sah, fuhr er mit einem verschlagenen Grinsen fort: »Überleg doch mal, Uschi. Gabi und Elsebeth haben mir glaubhaft versichert, daß sie völlig freiwillig hergekommen sind. Bei Magnus, Mike und mir war es zwar bedingt durch die Umstände ein wenig anders, aber damals in dem verbrannten Dorf am Amazonas habe ich mich auch freiwillig dazu bereiterklärt, wieder an Bord des Stahlzeppelins zu gehen. Und alle anderen, mit denen ich ge-

sprochen habe, sind aus völlig freien Stücken hier. Daran gibt es nichts zu rütteln.«

»Das ist mir klar. Und deswegen ist es auch keine Story.« Obwohl sie in Thule geboren worden war, legte Uschi Braun Wert darauf, immer wieder möglichst viele englische Begriffe zu verwenden. Jetzt sah sie Manfred ziemlich ratlos an.

Der lachte auf einmal über das ganze Gesicht. »Im Gegenteil, das ist vielleicht sogar die Story des Jahrhunderts, Uschi! Glaubst du denn wirklich, alle von unseren Agenten Angesprochenen hätten sich für die Umsiedlung nach Thule entschieden? Das ist mehr als unwahrscheinlich!«

»Ja… und?«

»Ich bin erst vor einem halben Jahr hergekommen. Bis dahin war ich freier Journalist. Irgend jemand, der ein Angebot Thules bekommen und abgelehnt hat, hätte garantiert darüber geplaudert, mein Schnuckelchen.« Es tat ihr gut, wenn Manfred sie so nannte, das wußte er. »Und dann hätte ich davon gehört. Aber das war nicht der Fall.«

»Also hat doch keiner abgelehnt…?«

Manfred konnte sich gerade noch bremsen, die Augen zu verdrehen, aber er klang nun doch wie jemand, der einem Erstkläßler etwas zum zweitenmal erklärt: »Wenn niemand, der das Angebot ablehnte, über die Sache geredet hat, dann nur aus einem einzigen Grund – er *konnte* es nicht mehr!«

»Du meinst…?«

»Ja.« Er nickte bedeutungsschwer. »Thule macht den auserwählten ›Ariern‹ ein Angebot von der Art, die man nicht ablehnen *kann*. Entweder du kommst mit… oder PENG!« Mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger formte er eine imaginäre Pistole, gab einen imaginären Schuß auf Braun ab und pustete dann den ebenso imaginären Rauch aus dem Lauf.

Endlich hatte die Chefin vom Dienst begriffen, wie ihre schreckgeweiteten Augen signalisierten. »Das wäre tatsächlich eine Hammerstory!« erklärte sie schließlich. »Aber wir müssen vorsichtig sein. So etwas können wir nur veröffentlichen, wenn wir hieb- und stichfeste Beweise haben. Das ist dir doch klar?«

Manfred nickte. »Die werde ich bekommen, so wahr ich hier

vor dir sitze. Aber bevor ich mich um die Sache kümmern kann, muß ich meine Serie um den Angriff auf England schreiben, sonst wird mein Führer sauer – äh, der Reichsmarschall!«

Braun grinste genauso frech und gemein, wie Manfred es tat. »Ich habe noch nie jemanden erlebt, der Bittrich ›Reichsmarschall‹ oder gar ›mein Führer‹ nannte und dann damit auch noch durchkam. Der Lamettaträger muß unheimlich viel von dir halten, wenn er einen so frechen Hund wie dich mit dieser Aufgabe betraut.«

»Ich glaube, er will mich einfach beschäftigen und mich von der ›Rechtmäßigkeit‹ seiner Militäraktionen überzeugen. Aber das wird ihm nicht gelingen. Ich werde die Serie natürlich nicht so schreiben, daß man mir offiziell etwas anhängen kann, aber wer zwischen den Zeilen zu lesen vermag, der wird schon erfahren, was ich ihm an Kritischem zu sagen habe.«

»Da kommt mir gerade noch eine Idee.« Uschi Braun blätterte im Verzeichnis ihres Mobiltelefons, fand eine Nummer und schickte sie per drahtloser Datenübertragung auf Manfreds Gerät. »Das sind Dienst- und Privatnummern eines gewissen Major Kempowski. Er ist seit neustem bei einer Spezialtruppe, über die ich bisher kaum mehr als ein paar böse Gerüchte gehört habe. Und er denkt so wie wir. Du solltest dich mit ihm in Verbindung setzen, Manfred.«

»Das mache ich. Wird diese Spezialtruppe bei dem Einsatz dabeisein?«

»Ich glaube ja, aber der Major wird dir sicher mehr erzählen können… vor allem wenn du ihm einen schönen Gruß von mir bestellst.«

Don’t believe what you’ve been told
You can’t change a turd into gold
Somehow we get all these creeps in control
It makes me throw up in the toilet bowl

(Ramones – Dee Dee Ramone/Johnny Ramone)

7. Landsberg an der Warthe

Gorzów Wielkopolski – so nannte man, wenn es nach Magnus Wittmann gegangen wäre, niemals eine Stadt – höchstens eine exotische, mit ziemlich unappetitlichen Begleiterscheinungen verbundene Krankheit.

Und doch wurde die deutsche Stadt Landsberg an der Warthe von ihren heutigen Einwohnern – welche die Deutschen mit Hilfe und Unterstützung der Russen 1945 aus ihrer Heimat vertrieben hatten – so genannt. Wittmann hatte nie begreifen können, weshalb die offizielle deutsche Politik diese himmelschreiende Verletzung des Völkerrechts nicht nur so gelassen hinnahm, sondern in allen Bereichen des Lebens, auf die sie Einfluß hatte, auch noch als im Prinzip gut und richtig darstellte.

Im Politikunterricht während des Grundwehrdienstes (wobei er sich schon damals die Frage gestellt hatte, weshalb Soldaten in Politik unterrichtet wurden, während ihre Ausbildung zum Kämpfer eher halbherzig erfolgte) hatte er einmal zaghaft gegen diese offizielle Darstellungsweise zu protestieren versucht und war vom Hauptmann, der die Stunde abhielt, übel zusammenge-

staucht worden. Damals hatte er gelernt, daß es in der Bundesrepublik Deutschland in der Regel besser war, die eigene Meinung für sich zu behalten, wenn man nicht als »Nazi« verunglimpft werden wollte – völlig unabhängig davon, ob man Nazi war oder nicht. Ein Grinsen huschte über sein Gesicht. Was würde der Hauptmann wohl sagen, wenn er wüßte, für wen Magnus heute arbeitete?

Mit grimmiger Miene stapfte er am nebelverhangenen Ufer der Warthe entlang der Stadt entgegen. Der 15. November des Jahres 2010 würde halbwegs schönes Wetter bringen – und den Beginn einer Entwicklung markieren, die das Gesicht der Erde für immer verändern sollte. Wer weiß – vielleicht würde sogar Deutschland wieder in alter Kraft und Herrlichkeit erblühen – und in alter Größe. Magnus war ein unverbesserlicher Optimist.

Vor dem Aufblitzen der ersten Sonnenstrahlen hatte ihn die »Adolf Jäckel«, der Stahlzeppelin mit der Ordnungsnummer SZ 47, in den Wiesen am Wartheufer abgesetzt, bestens getarnt nicht nur durch die eigenen Bordsysteme, sondern auch durch den Morgennebel in der Neumark. Magnus wollte zwar nach Berlin, aber da sein Einsatz nicht nur hochgeheim, sondern auch mit einem hohen Risiko behaftet war, hatte man ihn lieber in den fast menschenleeren Wiesen und Marschen außerhalb Landsbergs abgesetzt.

Die Tarnung der Stahlzeppeline Thules war zwar fast perfekt, doch gegen einen zufälligen Blick waren auch sie nicht gefeit. Und der Einsatz in Berlin erforderte Ruhe. Für Verfolgungsjagden mit bundesdeutschen Geheimdiensten hatte der Hauptmann keine Zeit.

Mit weit ausholenden Schritten ging der große Mann am Flußufer entlang auf die alte deutsche Stadt zu. Sein Zug würde in gut einer Stunde fahren – das war locker zu schaffen.

Das einst so schöne Landsberg war nicht wiederzuerkennen. Triste Plattenbauten, die den untergegangenen Sozialismus nun schon um mehr als zwei Jahrzehnte überlebt hatten, zeichneten das Stadtbild. Von der ehemals hochgerühmten Backsteinarchitektur war so gut wie nichts mehr übriggeblieben. Postmoderne Skulpturen zierten die Uferpromenade der Warthe innerhalb der

Stadt. Magnus vermochten sie nicht zu begeistern. Sein Begriff von schöner Architektur war ein anderer – vor allem, seit er zum erstenmal in Neu-Berlin gewesen war.

Er überquerte den Fluß auf der ersten Brücke, die er erreichte, und schritt über die Warschaustraße auf den Bahnhof zu. Der Zug kam sogar halbwegs pünktlich, und wenig später war Magnus unterwegs Richtung Berlin.

Er hatte ein Abteil für sich allein, denn sein momentanes Aussehen behagte den Mitreisenden wohl nicht. Gut so. Er konnte die Zeit ohne fremde Gesellschaft gut brauchen. Die Aufgabe, die vor ihm lag, erforderte höchste Konzentration. Jeder Fehler konnte tödlich sein.

In Frankfurt an der Oder erreichte der Zug das Gebiet der Bundesrepublik. Grenzkontrollen gab es keine mehr, seit Polen dem Schengener Abkommen* beigetreten war. Doch Magnus sah die uniformierten Bundespolizisten, die in Frankfurt den Zug bestiegen. Sie würden mit Ausweiskontrollen beginnen, sobald die Fahrt Richtung Berlin fortgesetzt würde. Sollten sie kommen. Er war bereit.

Erneut nutzte Magnus eine der Gesichtsfolien, die die Forschungsgruppe für Sonderwaffen des Instituts von Professor Schulz entwickelt hatte.

Sie gab ihm eine dunkle Hautfarbe, die zu den tiefbraunen Kontaktlinsen paßte, die er trug. Der mächtige schwarze Schnauzbart und die Schwarzfärbung seiner an sich blonden Haare taten ein übriges.

»Ausweiskontrolle! Paßport!«

Als die zwei Uniformierten das Abteil betraten, blieb Magnus sitzen. Sein türkischer Paß war zwar echt und paßte exakt zu seinem momentanen Äußeren, aber seine Körpergröße ließ sich beim besten Willen nicht ändern. Und Türken von 1,89 m waren doch eher selten. Magnus aber wollte jedes Aufsehen vermeiden. Stumm reichte er den Beamten seinen türkischen Paß auf

---

* Abkommen über den Wegfall der Grenzkontrollen innerhalb der EU

den Namen Erol Bülbül. Die amtliche Aufenthaltsgenehmigung für den Bereich der Bundesrepublik war beigelegt.

»Zigaretten?«

Magnus schüttelte stumm den Kopf und deutete auf die kleine Reisetasche, die auf dem Sitz neben ihm stand.

»Darf ich mal hineinsehen?«

Der falsche Türke nickte stumm, und der Beamte fand nichts außer dem minimalen persönlichen Reisegepäck – und drei getragenen Damenschlüpfern aus schwarzer Spitze. Mit einem wissenden Grinsen schloß er die Tasche und stellte sie wieder auf den Sitz. Der andere gab Magnus den Paß zurück.

»Das war bestimmt ein angenehmes Wochenende in Polen. Gute Reise noch, Herr Bülbül!«

*

Am späteren Vormittag erreichte der Zug mit nur fünf Minuten Verspätung die Bundeshauptstadt. Magnus ließ die Reisetasche im Abteil liegen und stieg aus. Für den Notfall brauchte er nur seinen falschen Paß, alles weitere sollte laut Plan in seinem Hotelzimmer für ihn bereitliegen.

Der Spätherbst war angenehm sonnig, die wenigen hundert Meter bis zum ehemaligen Künstlerheim Luise am Spreeufer rasch bewältigt. Seit er vor einem halben Jahr im Allgäu an Bord von SZ 47 gestiegen war, hatte sich Magnus nicht mehr in Deutschland aufgehalten. Schlagartig wurde ihm klar, welche Macht ihm sein Aussehen verlieh: Die Menschen wichen ihm aus, machten einen Bogen um ihn. Mit einem muskelbepackten Südländer seiner Größe wollte niemand etwas zu tun haben.

Die unbekannten Agenten des Thule-Geheimdienstes hatten perfekt gearbeitet: Als »Erol Bülbül« seinen Paß an der Rezeption des Art-Hotels Luise vorzeigte, händigte ihm der Portier mit dem Zimmerschlüssel einen versiegelten Umschlag aus und teilte ihm mit, das Gepäck sei heute morgen von seiner Künstleragentur geliefert worden und befände sich schon oben.

Magnus verschenkte keinen Blick an die bunte Dekoration der für ihn gebuchten Suite, die laut Hausprospekt ein Gesamt-

kunstwerk darstellen sollte. Für solche Dinge hatte er keine Ader. Er machte sich sofort daran, die beiden Aluminiumkoffer zu öffnen, die auf ihn warteten. Sie hatten einfache Verschlüsse mit Zahlencodes. Glücklicherweise hatte niemand versucht, die Koffer zu öffnen. Denn wäre nur eine falsche Ziffer eingestellt worden, wären beide über Funk miteinander vernetzten Koffer sofort explodiert.

Deswegen stellte Magnus die Kombinationen der vier Schlösser mit größter Sorgfalt ein. Trotzdem atmete er kurz durch, als sie sich klickend öffneten. Die Bomben waren nun entschärft. Zufrieden blickte er auf den Inhalt der Koffer. Sie enthielten alles, was er für den Einsatz in Berlin brauchte.

Er öffnete den Umschlag, den er am Empfang bekommen hatte. Neben einer ausreichenden Summe Bargeld enthielt er letzte Anweisungen.

Aufmerksam las er sie durch und legte sich dann aufs Bett. Fast augenblicklich schlief er ein. Der Abend konnte unter Umständen sehr lang werden. Deshalb war es günstiger, soviel Kraft wie möglich zu sammeln, solange er noch die Muße dazu hatte.

*

Um 20 Uhr war Hauptmann Magnus Wittmann am Holocaustmahnmal mit Staatssekretär Ratzack vom Verteidigungsministerium verabredet. Das weite Feld der teilweise schon morschen Betonstelen machte einen verlassenen, fast unheimlichen Eindruck. Irgendwie mußte er stets an einen Bauhof denken, wenn er das Gelände erblickte. Ein würdiges Mahnmal sah in seinen Augen anders aus.

Trotzdem hatte Magnus auf diesem Treffpunkt bestanden, denn die labyrinthischen, massiven Betonklötze boten ausgezeichnete Deckung.

Er wußte nicht, wie sehr er Ratzack vertrauen konnte. Der Kontakt war über die Botschaft der Schweiz in Berlin organisiert worden.

Anders als bei Harlan Gilmore, den Mike McBain persönlich

kannte, handelte es sich bei Ratzack um einen Fremden, dem sich Magnus auf keinen Fall auszuliefern gedachte.

Deshalb war er schon am späten Nachmittag zum erstenmal die wenigen hundert Meter vom Hotel herübergekommen, um seine Vorbereitungen zu treffen. Falls der Ort der Verabredung überwacht wurde und falls die Überwachung schon so lange vor dem Termin begonnen hatte, hatte man garantiert Ausschau gehalten nach dem blonden Magnus Wittmann und nicht nach einem schwarzhaarigen, schnauzbärtigen Türken.

Am verabredeten Treffpunkt stand eine dunkle Gestalt im Schatten der hohen Betonklötze. Magnus ließ die kleine Taschenlampe in seiner Hand einmal kurz aufleuchten. »Herr Ratzack?«

»Keine Namen!« Der gutgekleidete Mann Mitte 40 zog seinerseits eine Lampe aus der Tasche seines eleganten italienischen Mantels und leuchtete Magnus direkt in das Gesicht. »Sie sind nicht Wittmann!«

»Wollten wir nicht auf Namen verzichten? Nein, der Hauptmann ist verhindert. Ich wurde an seiner Stelle geschickt. Es hieß, die Bundeskanzlerin habe eine Botschaft für uns!«

»Das… das ist wahr.« Ratzack zögerte, aber dann atmete er tief durch, und die Worte sprudelten nur so aus ihm heraus: »Die Frau Bundeskanzlerin versichert den Staat Thule im vorliegenden Fall ihrer vollen Unterstützung – und spricht dabei auch für die anderen europäischen Großmächte. Sie haben sicher Verständnis dafür, daß wir Sie bei Ihrem geplanten Angriff auf Sellafield nicht offiziell unterstützen können, aber es liegt natürlich in unser aller Interesse, den heimtückischen Atomanschlag auf Europa zu verhindern. Wir sind uns in dieser Frage einig mit der amerikanischen Präsidentin, mit ihren französischen Amtskollegen und selbstverständlich mit dem britischen Premier. Er läßt Ihnen ausrichten, daß er es außerordentlich bedauert, nicht selbst gegen die AIn-Lakaien vorgehen zu können, aber das wäre innenpolitisch nicht durchsetzbar. Der Premierminister weiß nicht mehr, wem er noch trauen kann und wem nicht.

Die Bundeskanzlerin befindet sich in einer ähnlichen Lage.

Deswegen setzt sie ihr vollstes Vertrauen in die geplante Operation Thules.«

Irgend etwas an diesen Worten kam Magnus sonderbar vor. »Sie haben statt meiner ja Hauptmann Wittmann erwartet. Er läßt Ihnen sein ausdrückliches Bedauern ausrichten, nicht selbst zu diesem Treffen kommen zu können, aber wie Sie wissen, ist die Operation gegen England schon angelaufen, und für die ist der Hauptmann unverzichtbar.

Vor meiner Reise hierher hatte ich allerdings noch Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. Irgendwie kam ihm der Wunsch nach dem Treffen hier recht merkwürdig vor. Er berichtete mir, daß die KVE* noch vor einem halben Jahr gnadenlos Jagd auf ihn und General Geyer machte und zu diesem Zweck auch nicht davor zurückschreckte, ein Hotel vollständig in die Luft zu sprengen und dabei mehr als einhundert Menschen zu ermorden. Hotelgäste, die die Mordaktion schwerverletzt überlebt hatten, wurden gnadenlos abgeschlachtet, bevor Hilfskräfte eintrafen. Es durfte keinen einzigen Zeugen geben.

Pech für Sie war natürlich, daß ausgerechnet der General und Wittmann entkamen. Aber der fragt sich selbstverständlich, warum Sie heute, am Vorabend unseres Einsatzes in England, gerade mit ihm sprechen wollten. Vor einem halben Jahr sind Sie noch im wahrsten Sinne des Wortes über Leichen gegangen, um ihn zu töten. Und jetzt wollen Sie ausgerechnet ihm geheime Informationen anvertrauen?«

Ratzack wirkte verunsichert. Magnus konnte einen strengen Geruch wahrnehmen – der Staatssekretär schwitzte, obwohl es hier alles andere als warm war.

»Sie… Sie sind falsch informiert«, stammelte der Mann. »So etwas wie eine KVE gibt es nicht, das müßte ich wissen. Und falls es tatsächlich einen Mordanschlag auf Wittmann gab – was ich nach wie vor bezweifele – dann steckt jemand anders dahinter, nicht wir.«

»Sie können mich nicht für dumm verkaufen. Ich habe gese-

---

* Kanzlerverfügungseinheit, eine geheime Sondertruppe der Polizei

hen, was passiert ist. Die KVE existiert, und sie dient weder den AIn noch einer unbekannten Macht!«

»Ach, nun waren Sie plötzlich auch dabei, Herr Bülbül?«

Die bundesdeutschen Geheimdienste hatten ihre Arbeit getan, das mußte man ihnen lassen. Allerdings hatten sie nur das herausgefunden, was sie herausfinden sollten. Wer unter der Maske des Erol Bülbül steckte, wußten sie nicht. Oder vielmehr: Sie wußten nichts von der Maske.

Doch Magnus hatte nicht länger vor, diese Maske zu nutzen. »Es gibt keinen Bülbül hier, Ratzack. Ich bin Wittmann! Und ich weiß, was ich gesehen habe!«

»Wittmann? Unmöglich? Der Mann hat zwar Ihre Größe, aber sonst…!«

»Wir haben erstklassige kosmetische Chirurgen in Neu-Berlin, Herr Staatssekretär.« Ratzack brauchte nichts von den neuartigen Gesichtsfolien Thules zu wissen. »Die brauchen nicht einmal 24 Stunden, um einen Mann wie mich in einen waschechten Türken zu verwandeln!«

»Ich glaube Ihnen kein Wort. Wenn Sie Wittmann sind, beweisen Sie es!«

»Aber gern! Ich gehe mal davon aus, daß Sie Ihre Hausaufgaben gemacht haben, Ratzack. Dann wissen Sie auch, daß ich meinen Vertrag beim KSK nicht verlängert habe, weil ich aus Gründen prinzipieller Natur dagegen bin, daß sich deutsche Truppen in innerafrikanische Angelegenheiten einmischen. Wollen Sie Details über unseren völkerrechtswidrigen kleinen Geheimkrieg in den Erongo-Bergen? Oder soll ich Ihnen das gar nicht mal so häßliche Gesicht der KVE-Frau beschreiben, der ich im Hotelpark erst die Kehle und dann die Halsschlagader durchtrennt habe?«

Der Staatssekretär atmete hörbar tief durch. Dann änderte sich sein Verhalten. Auf einmal wirkte er eiskalt. »Sie sind es also tatsächlich, Wittmann. Wirklich mutig von Ihnen, hierherzukommen. Deswegen will ich Ihnen zwei Dinge sagen. Erstens: Die Bundeskanzlerin weiß nichts von unserem kleinen Geheimtreffen hier. Und sie weiß auch bis heute nichts von besagtem kleinem KVE-Einsatz im Allgäu.«

»Das soll ich Ihnen glauben, Ratzack?«

»Ob Sie das glauben oder nicht spielt so gut wie keine Rolle. Denn das ist das zweite, das ich Ihnen sagen muß, Wittmann: Sie waren immer ein Profi. Sie werden sicher verstehen, daß wir Sie keineswegs am Leben lassen dürfen!«

Das leise »Plopp« eines schallgedämpften Gewehrs war zu hören, und der Schuß traf Magnus Wittmann mitten in die Brust. Lautlos kippte er hintenüber, lag ausgestreckt am Boden.

»Volltreffer! Der Mistkerl ist erledigt!« Ratzack schien in seinen Mantel hineinzusprechen. Offenbar war der Mann verkabelt, und sein letzter Satz vor dem Schuß war der verschlüsselte Tötungsbefehl für den unsichtbar im Dunkel lauernden Scharfschützen gewesen.

Verächtlich grinsend beugte er sich über den reglos daliegenden Türken, der von sich behauptete hatte, Magnus Wittmann zu sein. Da schnellte die linke Hand der »Leiche« vor und packte den zu Tode erschrockenen Politiker am Kragen. Ratzack wollte sich losreißen, doch der andere war zu stark für ihn.

»Für das, was jetzt kommt, gibst du eine erstklassige Deckung ab, Dreckskerl«, knurrte Magnus und zog mit der rechten Hand die kleine Taschenlampe wieder aus der Jacke hervor. Neben dem Knopf, der das Licht einschaltete, hatte sie noch einen zweiten – und als der gedrückt wurde, brach die Hölle los!

Der Funkimpuls brachte all die unauffälligen kleinen Sprengladungen zur Explosion, die Magnus bei seinem ersten Besuch in der Abenddämmerung angebracht hatte. Der spröde Beton der Stelen in der näheren Umgebung zerlegte sich in scharfkantige Splitter, die mit großer Wucht davonjagten.

Im Feuerschein der Explosion waren mehrere dunkle Schatten zu sehen, die wie mannsgroße Stoffpuppen durch die Luft geschleudert wurden. Die Zahl der Angreifer war groß, und so war auch die Zahl ihrer Opfer groß.

Natürlich hatte er mit einem Hinterhalt gerechnet und deshalb eine kugelsichere Weste angelegt. Trotzdem hätte ihn der Schuß fast umgebracht. Magnus' Brustbein schmerzte höllisch. Hätte der – nun vermutlich tote –Heckenschütze nicht einen Schall-

dämpfer verwendet, wäre die Weste garantiert durchschlagen worden.

Staatssekretär Ratzack, den er noch immer festhielt, schrie wie am Spieß. Er mußte von mehreren Betonsplittern getroffen worden sein, denn sein Blut tropfte dick, schwer und warm herab. Magnus rollte ihn beiseite, sprang auf und brach ihm in einer einzigen fließenden Bewegung das Genick. Das Geschrei des Mannes erstarb auf der Stelle.

Andere Schreie ertönten aus der nur kurz vom Feuerschein der Explosion verdrängten Dunkelheit. Offenbar hatten die KVE mehr Männer (*und Frauen?* fragte er sich) eingesetzt, als er das für möglich gehalten hatte. Sie wollten ihn wirklich töten.

Und es war noch nicht vorbei.

An den Trümmern einer Stele vorbei, die zur Hälfte von der Explosion zerfetzt worden war, spähte Magnus über die Straße. Während er selbst im Dunkeln stand, war die Fahrbahn beleuchtet, was ihm nun zum Vorteil gereichte. Er sah eine Reihe voll ausgerüsteter KVE-Männer, die von den Ministergärten her auf das Holocaustmahnmal zustürmten. Innerlich fluchend nahm Magnus die Hand vom Kolben der DWM 10/06 in seinem Schulterhalfter. Die Angreifer trugen kugelsichere Westen. Dagegen nutzte selbst die beste Pistole nicht viel.

Magnus drehte sich um und floh nordwärts in das dunkle Stelenfeld, das ihm hervorragende Deckung bot. Aber nicht lange, denn er hörte das dumpfe Wummern des Polizeihubschraubers, der herangeführt wurde. Dessen Wärmebildkamera würde ihn sofort erkennen.

Er nahm das taschenlampengroße Gerät heraus, das er in einem zweiten Halfter unter der rechten Schulter trug, und schaltete es ein. Es handelte sich tatsächlich um eine Lampe – aber keine gewöhnliche. Sie produzierte einen starken Strahl grünen Bündellichts (das von den traditionsvergessenen Bundesdeutschen meist »Laser« genannt wurde). Deutlich sah Wittmann die Positionslichter des Polizeihubschraubers. Dessen Besatzung fühlte sich offenbar sehr sicher.

Das war ein tödlicher Fehler.

Der Hauptmann in geheimer Mission hatte mit einem Hub-

schraubereinsatz gerechnet und den tragbaren Bündellichtwerfer genau deshalb mitgenommen. Er stellte ihn auf höchste Intensität und peilte die Frontscheibe des Hubschraubers an. Ein Druck auf den Knopf, und ein intensiv grünleuchtender Strahl illuminierte den Hubschrauber über der Stadt. Augenblicklich geriet die Maschine ins Taumeln, denn Licht dieser Stärke ließ die Netzhaut des Piloten verbrennen.

Zwar verriet der grüne Lichtbalken Magnus' Standort auch an den Verfolgertrupp, doch das war nicht weiter schlimm, denn dank der Betonklötze hatten sie kein freies Schußfeld. Und es kam noch schlimmer für die KVE.

Denn der Hubschrauberpilot gehörte offenbar den normalen Polizeitruppen an, war weder besonders hart noch besonders gut ausgebildet. Statt die Maschine hochzuziehen, um möglichst weit vom Boden entfernt zu sein, riß der geblendete Mann wie ein Verrückter am Steuerknüppel, und auch die für die Seitensteuerung verantwortlichen Fußpedale hatte er nicht mehr unter Kontrolle. Der Hubschrauber drehte sich einmal um die eigene Achse und stellte sich dann auf die Seite. Der von den Rotoren erzeugte Luftstrom blies nun seitwärts und konnte das Gerät nicht mehr tragen. Wie ein Stein kippte es vom Himmel und stürzte in das Stelenfeld, unmittelbar vor den ersten Verfolgern.

Mit einem ohrenbetäubenden Knall explodierte der Helikopter. Heiße Trümmerteile rasten wie feurige Flammenzungen nach allen Seiten weg. Magnus war wirklich dankbar für die Art und Weise, in der das Holocaustmahnmal errichtet worden war. Er duckte sich hinter einen der Betonklötze, der ihm ausgezeichnete Deckung bot.

Die Verfolger waren weniger glücklich, wie er an den Schreien hörte, die aus dem von dem Absturz verursachten Feuerball tönten. Magnus sprang auf und huschte nordwärts davon. Wer in seinem Beruf überleben wollte, durfte sich nicht allzuviele Gedanken über das Schicksal seiner Feinde machen.

Explosion und Hubschrauberabsturz waren natürlich nicht unbemerkt geblieben, und so hörte Magnus schon die ersten Martinshörner von Polizeifahrzeugen, die aus Richtung Potsdamer Platz herankamen – also von hinten.

Gut.

Er atmete tief durch und trat auf die Behrenstraße, wendete sich nach links. Den BüLi-Werfer hatte er genauso wieder verstaut wie seine Pistole. Er sah nun wieder aus wie ein ganz gewöhnlicher Türke, der zwanglos über die Straße schlenderte. Die meisten der zahlreichen Passanten, die auch um diese Zeit noch unterwegs waren, blieben natürlich stehen und spähten auf das Holocaustmahnmal, über dessen hinterem Ende die Fackel des brennenden Hubschraubertreibstoffs wie ein Fanal loderte.

Niemand achtete auf »Erol Bülbül«.

Der bog erst nach rechts in die Evertstraße und schlenderte dann in aller Gemütsruhe über den Pariser Platz. Hier hatte man von der nur wenige hundert Meter entfernten Katastrophe noch nichts mitbekommen.

Magnus bog nach links in die Wilhelmstraße ein und spazierte auf die Spree zu. Er wollte seine Ausrüstung aus dem Hotel holen und so schnell wie möglich verschwinden.

Da heulten unmittelbar hinter ihm Martinshörner auf, kamen rasch näher. Hatten sie ihn etwa doch entdeckt?

Live my life as I choose I paid the price,
Paid my dues You know I need no alibi
Daytime troubles fading nights intoxicating
Gonna have it all tonight That aint no lie

(Ramones – Busta Cherry Jones/Joey Ramone/Dee Dee Ramone)

8. Luisenstraße, Berlin

Die Martinshörner gehörten zu einem Löschzug der Berliner Feuerwehr, der auf die Marschallbrücke zuraste – dort allerdings anhalten mußte, denn ein querstehender Streifenwagen mit eingeschaltetem Blaulicht blockierte die Fahrbahn.

Als Magnus den Feuerschein auf der anderen Seite der Spree entdeckte, wußte er instinktiv, welches Gebäude dort drüben brannte: das Künstlerheim Luise! Aber wieso hinderte die Polizei die Feuerwehr am Löscheinsatz?

Auch das wurde relativ schnell klar, als er über die Brücke eilte. Die Polizisten hatten wohl sehr detaillierte Anweisungen: Sie ließen kein Auto durch und keine deutschen Fußgänger. Ausländer hingegen durften ungehindert passieren, und Magnus sah schließlich aus wie der Prototyp eines solchen. Als er an dem Streifenwagen vorbeiging, sah er, wie sich der Einsatzleiter der Feuerwehr ein heftiges Wortgefecht mit den Polizisten lieferte.

Vor dem lichterloh brennenden Hotel tobte der Mob. Es waren ausschließlich junge Gestalten, deren Wiegen nicht in die-

sem Land gestanden hatten, in dem sie nun randalierten. Normalerweise lebten sie in anderen Vierteln und verirrten sich nicht in den eleganten Bezirk Mitte.

Irgend etwas mußte sie gezielt hergelockt haben – oder jemand, um genau zu sein.

Und diesen Jemand hatte Magnus sehr rasch entdeckt. Er überlegte noch, wie er jetzt am besten vorgehen sollte, als ihm das Heft des Handelns aus der Hand genommen wurde. Der Einsatzleiter der Feuerwehr hatte wohl die Nase voll von der Polizei. Der vorderste Feuerwehrwagen fuhr an und drückte den querstehenden Streifenwagen beiseite wie ein Spielzeug.

Die Kolonne der Löschfahrzeuge setze sich in Bewegung, doch die johlende Horde der Randalierer hatte darauf wohl nur gewartet. Wie ein Mann wendete sie sich von dem brennenden Gebäude ab und stürmte den Feuerwehrautos entgegen. Erst flogen Mülleimer, dann Glasflaschen mit Brandsätzen. Das vorderste Löschfahrzeug hielt ruckartig an, die nachfolgenden ebenfalls. Erst als die schweren Wagen zurücksetzten auf die andere Seite der Marschallbrücke, ließ der Mob von ihnen ab und kehrte zum brennenden Hotel zurück.

Eine schwere Explosion erschütterte das Gebäude, unmittelbar gefolgt von einer zweiten. Splitter regneten auf die Straße. Es gab einige Verletzte, doch die Wut der Menge wurde dadurch nicht abgekühlt.

Wittmann ahnte, daß entweder jemand versucht hatte, sich an seinem Gepäck zu vergreifen, oder daß die Flammen die Koffer erreicht und die Sprengladungen zur Explosion gebracht hatten. So oder so, er stand jetzt praktisch ohne Ausrüstung mitten in der Hauptstadt des Feindes.

Diese Erkenntnis erschreckte ihn: Das Land, für das er notfalls tapfer zu sterben einst geschworen hatte, war ihm nicht nur fremd geworden – es verhielt sich feindselig ihm gegenüber, weil er den Thule-Truppen angehörte. Einflußreiche Gruppen (vermutlich mit Verbindungen bis hinauf in höchste Regierungskreise) machten nicht nur Jagd auf ihn – sie wollten vermutlich auch die Operation »Reinemachen« sabotieren und die »Hindenburg« ins Verderben locken.

Magnus mußte Thule warnen. Aber das war nur sinnvoll, wenn er eine abgeschirmte Leitung zur Verfügung hatte. Sein abhörsicheres Funkgerät war leider gerade explodiert.

Natürlich hatte er einen Ausweichplan in der Hinterhand, doch um den in die Tat umzusetzen, mußte er vermutlich durch halb Berlin laufen. Das ging besser, wenn ihm nicht allzuviele Schnüffler auf den Fersen waren. Er starrte zu dem Kastenwagen der türkischen Großbäckerei hinüber, der schräg gegenüber dem brennenden Hotel auf der anderen Straßenseite stand, unbeachtet von dem tobenden Mob.

Auf den ersten Blick sah das Fahrzeug wie ein gewöhnlicher Kleinlaster aus. Es war schmutzig und rostete an einigen Stellen – doch nicht an den tragenden Teilen. Und die kleinen Antennen, die aus dem Dach des Kastens herausstanden, waren höchst verräterische Hinweise für denjenigen, der sie zu lesen verstand. Der »Brotwagen« war in Wirklichkeit ein geheimdienstliches Überwachungsfahrzeug, vermutlich ausgestattet mit allen Schikanen moderner Technik. Magnus war überzeugt davon, daß sich in dem Aufbau mehrere Agenten verbargen.

Er wußte zwar nicht, welchem Geheimdienst sie angehörten, aber es war davon auszugehen, daß die Männer in dem Wagen die Meute hergelockt und zu dem Brandanschlag auf das Hotel verleitet hatten.

Vermutlich hatten sie das Chaos nutzen wollen, um sich unbemerkt an Wittmanns Gepäck zu schaffen zu machen. Ihr Plan war zwar aufgegangen, hatte aber nicht zum beabsichtigten Erfolg geführt, wie die Explosionen gezeigt hatten.

Der Hauptmann in geheimem Einsatz hatte nicht vor, sich all die Hinterhältigkeiten, die ihm an diesem Abend widerfahren waren, ungestraft bieten zu lassen. Die Lakaien der AIn hatten ihn zu ermorden versucht und ein schönes altes Hotel abfackeln lassen, nur um an seine Ausrüstung zu gelangen. Er wollte lieber nicht darüber nachdenken, wieviel unschuldige Todesopfer der Brand gefordert hatte.

Er dachte lieber darüber nach, wie er es den Kerlen in dem Kastenwagen heimzahlen konnte.

Doch so sehr Magnus auch auf Rache aus war, so blieb er

doch auch stets ein kühler und besonnener Planer. Er hatte in dieser Nacht höchstwahrscheinlich noch einen weiten Weg vor sich, und das Gesicht Erol Bülbüls würde ihm dabei sehr von Nutzen sein – aber nur solange es den Behörden nicht bekannt war.

Sollte er sich dem Fahrzeug nähern, würde er automatisch von den verborgenen Kameras erfaßt. Auch wenn es ihm gelang, den Wagen wie geplant auszuschalten, wären seine Bilder längst drahtlos in die zentrale Leitstelle übertragen worden und könnten von dort bei Bedarf an jede einzelne Dienststelle der Polizei weitergeleitet werden. Er brauchte eine Tarnung.

Der vermutlich aus Nordafrika stammende junge Mann mit der viel zu großen bunten Kapuzenjacke, der im imitierten Schaukelschritt amerikanischer Gettoneger betont lässig an ihm vorbeischlurfte, kam ihm gerade recht. Vermutlich war er von Feuer und Aufruhr angelockt worden wie die Motte vom Licht und hatte nicht die geringste Vorstellung davon, was hier wirklich ablief.

»Ey, Mann, 'sch muß dir was wichtjes zeijn!«

Verblüfft schaute der junge Mann auf, hielt inne. Das genügte Magnus, um ihn in den dunklen Eingang eines Hauses gerade außerhalb des Überwachungsbereichs des Geheimdienstfahrzeugs zu ziehen. Ein gezielter Hieb an die Schläfe des Fremden ließ ihn wie einen nassen Sack zusammenbrechen, und schon hatte ihm der Deutsche die Jacke vom Leib gezogen und sich selbst übergestreift. Er klappte die Kapuze hoch und zog sie so tief wie möglich über sein Gesicht, machte den Rücken krumm und schaukelte los.

So gut er konnte, imitierte er den schaukelnden Gang, mit dem die Gestalten, die heute auf den Straßen der deutschen Großstädte immer zahlreicher zu sehen waren, so gern über die Straßen schlurften. Vor seinem inneren Auge ließ er die Gorger der Division »Demjansk« aufmarschieren und versuchte, sich nach Möglichkeit so zu bewegen wie sie.

Offenbar mit Erfolg, denn niemand beachtete ihn, als er an dem Kastenwagen vorbeischlenderte und dann mit einem raschen Griff die doppelflügelige hintere Laderaumtür prüfte.

Abgeschlossen, selbstverständlich. Aber nicht mehr lange.

Seelenruhig zog Magnus seine Pistole und gab zwei Schuß auf das Schloß ab, das den Wolframkernen der Geschosse nichts entgegenzusetzen hatte. Die Schußgeräusche gingen im Lärm des tobenden Mobs vor dem Hotel unter wie ein Furz in einem Silvesterfeuerwerk.

Er riß die beiden Türflügel auf. Helles Licht floß aus dem Kastenwagen auf die Straße. Fünf Anzugträger saßen vor zahlreichen Überwachungsmonitoren und Abhörgeräten und blickten nun erschrocken auf die Gestalt mit der Kapuze, die sich vor dem Hintergrund des brennenden Hotels abzeichnete wie ein Scherenschnitt aus der Hölle.

Auch einige der johlenden Jugendlichen waren auf die plötzliche Veränderung der Szenerie aufmerksam geworden, sahen herüber.

»Deutsche Schweine!« brüllte Wittmann aus Leibeskräften, und tatsächlich gelang es ihm, die Aufmerksamkeit des Mobs zu erregen. »Die deutschen Schweine haben uns überwacht!« Er sprang zur Seite, damit er den Blick in den Überwachungswagen nicht verstellte.

Aber das war schon nicht mehr nötig. Nachdem der randalierende Haufen die gutgekleideten Männer in den edlen Anzügen vor ihren teuren Geräten einmal erblickt hatte, lief der Rest mit tödlicher Automatik ab. Johlend stürmte der Mob heran.

Wittmann, der neben den Kleinlaster auf den Bürgersteig getreten war, sah durch die Seitenscheibe des Führerhauses, wie einer der Anzugträger in aller Hast auf den Sitz hinter dem Lenkrad kletterte und den Motor startete.

Seelenruhig schoß Magnus auf die Zwillingsreifen an der Hinterachse und dann auf das rechte Vorderrad. Ebenso seelenruhig ging er vorne um das Fahrzeug herum und zerschoß die Reifen auf der linken Seite. Der Mann auf dem Fahrersitz sah ihn mit einer Mischung aus Panik und Unverständnis an, griff dann unter sein Jackett. Magnus hob seine Waffe, so daß sie direkt auf die Nasenwurzel des Geheimdienstlers zielte, und schüttelte stumm den Kopf.

Der Mann nahm die Hand wieder aus dem Jackett, ohne

Waffe, und legte beide Hände demonstrativ auf das Lenkrad. Magnus nickte zustimmend und schritt mit immer noch erhobener Waffe rückwärts in die Dunkelheit.

Die anderen vier Geheimdienstler in dem Wagen waren nicht so klug wie der Mann am Steuer, denn Magnus hörte, wie Schüsse fielen. Doch die schreckten den Mob nicht ab, sondern stachelten ihn nur noch mehr an.

Wittmann erreichte die Dunkelheit der Eisenbahnunterführung an der Marienstraße. Der angebliche Brotlaster lag nun auf der Seite, aus dem Motorraum züngelten die ersten Flammen. Darauf, daß die fünf Insassen noch lebten, hätte er nicht einen einzigen Pfennig gesetzt.

Er zog sich die Kapuzenjacke vom Leib und ließ sie achtlos fallen. Sie konnte ihm nicht länger nutzen, und die Polizei, die nun endlich mit zahlreichen Streifenwagen anrückte, würde verstärkt nach Männern mit solchen Jacken suchen.

Für das Künstlerheim Luise und die fünf Geheimdienstler im Brotlaster kam der Polizeieinsatz auf jeden Fall zu spät.

*

Magnus Wittmann bog nach links in die Reinhardtstraße ab. Auch hier gab es eine Eisenbahnunterführung. Die beiden dunklen Gestalten, die sich darunter herumtrieben, konnten ihn nicht abschrecken. Doch es handelte sich nicht um gewöhnliche Strolche oder gar Passanten.

Der Thule-Soldat hatte ein feines Gehör, und so bekam er mit, daß einer der beiden Männer irgend etwas in seinen Jackenkragen murmelte. Der Kerl trug ein verstecktes Funkgerät!

Er hatte damit gerechnet, daß die Schweizer Botschaft bewacht wurde. Immerhin wußten gewisse Kreise in der Bundesrepublik von der Existenz des Reiches Thule und seiner Beziehung zur Schweiz, die ihm notfalls weltweit ihre Botschaften zur Verfügung stellte. Er hatte allerdings nicht mit dem Großaufgebot gerechnet, das die deutschen Behörden auf die Beine gestellt hatten. Als er am Ufer der Spree entlangging, sah er zahlreiche Agenten auf der Kronprinzenbrücke. Ein jeder tat

bemüht unauffällig, doch Magnus' geschulten Augen konnten sie nichts vormachen.

Seine Blicke kreuzten sich mit denen einiger der Männer, doch die suchten offenbar alle nach einem muskulösen blonden Recken und nicht nach einem gebeugt daherschlurfenden Türken namens Bülbül.

Betont lässig schlenderte Magnus von dannen und tauchte in der dunklen Metropole unter, ließ das gefährliche Gelände um die Botschaft der Schweiz weit hinter sich. Bis zu seinem Ausweichziel waren es fast zehn Kilometer, aber er wagte nicht, eines der öffentlichen Verkehrsmittel zu benutzen. Auch ein Taxi kam nicht in Frage.

Im Tempo eines Müßiggängers bewegte er sich über schmutzige Bürgersteige immer weiter nach Südosten Richtung Dahlem. Seine Verkleidung als »Südländer«, wie es der »politisch korrekte« Gegenwartsdeutsche so gerne formulierte, machte sich bezahlt. Obwohl Mitternacht längst vorbei und er allein unterwegs war, wagte es niemand, sich mit »Erol Bülbül« anzulegen. Es kam auch niemand auf die Idee, ihn »abzuziehen«.

Auf diesen Straßen war er Herr, nicht Opfer.

*

Zum dunkelsten Zeitpunkt der Nacht, kurz vor Morgengrauen, erreichte Magnus Wittmann die Podbielskiallee, die sich diagonal durch den Stadtteil Dahlem zog.

Allmählich erwachte die Großstadt. Die Gestalten, die sich jetzt schon mit müden Gesichtern zur Arbeit schleppten, waren ausnahmslos Deutsche.

Ebenso aufmerksam wie unauffällig sah er sich um. Nein, weder betont gleichgültig in der Gegend herumstehende Männer waren zu entdecken, noch Autos, die nicht hierhergehörten oder gar Aufbauten mit ungewöhnlichen Antennen hatten. Sein Ziel wurde nicht stärker überwacht als üblich.

Daß Thule recht gute Beziehungen zur Islamischen Republik Iran unterhielt, war den bundesdeutschen Geheimdiensten bislang verborgen geblieben.

Magnus klingelte am Eingang des Botschaftsgebäudes an der Ecke Podbielskiallee-Drygalskistraße. Dem Pförtner, der ihn ebenso verschlafen wie mißtrauisch anblickte, sagte er nur ein Wort: »Roxelena.« Das brachte Bewegung in den Mann.

Er öffnete die Tür, ließ Magnus ein und schloß sofort wieder ab. Drei bewaffnete iranische Sicherheitsmänner erschienen, durchsuchten Magnus und nahmen ihm Dienstwaffe sowie Bündellichtwerfer ab. Wortlos ließ er das über sich ergehen.

Dann führten sie ihn in ein Besucherzimmer, deuteten stumm auf einen Stuhl und gingen wieder hinaus. Deutlich hörte er, wie die Tür abgeschlossen wurde.

Sie war die einzige – und sie war massiv. Das Fenster hinaus in den Garten der Botschaft war vergittert.

Resigniert nahm Wittmann auf dem Stuhl Platz. Es nutzte nichts, seine Energie durch rastloses Hin- und Hergehen zu vergeuden. Das Kodewort »Roxelena« war eindeutig: Der Botschafter mußte sofort alarmiert, notfalls auch aus dem Schlaf geweckt werden, das besagte die Vereinbarung.

Aber nichts geschah.

Eine Stunde nach Sonnenaufgang wurde die Tür aufgeschlossen, und eine verschleierte Frau trug ein Frühstück herein. Drei Bewaffnete – Revolutionsgardisten, vermutete Wittmann – blieben im Türrahmen stehen.

Er hätte sie leicht ausschalten und sich auf die Suche nach dem Botschafter machen können. Aber so verhielt man sich nicht bei Freunden. Und zu diesen zählte Thule die Islamische Republik Iran.

Also versuchte er es erneut mit Worten: »Ich muß den Botschafter sprechen. Dringend! *Roxelena!*«

»Nix Roxelena! Botschafter schlafen. Du warten!«

Die Frau verließ das Zimmer, und die Tür wurde wieder abgeschlossen. Magnus hätte schreien mögen vor Wut und Ungeduld, aber das hätte ihm auch nicht geholfen. *Andere Länder, andere Sitten!*

Und da er sich nun auf dem Hoheitsgebiet eines anderen Landes befand, mußte er sich dessen Sitten anpassen, ob es ihm gefiel oder nicht.

Zumindest war das Frühstück schmackhaft. Besonders der Tee war eine Wucht. Auf dessen Zubereitung verstanden sich die Perser einmalig gut.

*

Es war fast elf Uhr, als die Tür erneut aufgeschlossen wurde und ein sichtlich aufgelöster Botschafter ins Zimmer stürmte. »Diese verdammten Narren wollten meinen Schlaf nicht stören, haben mich in Ruhe frühstücken und die Post bearbeiten lassen und dann erst das Stichwort genannt. *Roxelena!* Ist es zu fassen? Das konnte nur passieren, weil mir Teheran immer wieder Revolutionsgardisten statt ausgebildeter Männer schickt! Dieser Haufen…«

Der Botschafter wollte zu einer ebenso wort- wie gestenreichen Entschuldigung ansetzen, aber Magnus Wittmann unterbrach ihn: »Später. Zuerst brauche ich Zugang zum Funkgerät. Bringen Sie mich hin.«

Der dunkelhaarige Mann mit dem Vollbart nickte dienstfertig und führte Magnus persönlich in den Keller der Botschaft, wo in einem mit einer Panzertür gesicherten Raum ein abhörsicheres Digitalfunkgerät stand. Bisher war es keinem Geheimdienst der Welt – nicht einmal dem Mossad – gelungen, die Verschlüsselungsalgorithmen dieser in Thule entwickelten Anlagen zu knacken.

Wortlos setzte sich der Deutsche (der immer noch aussah wie ein Türke) vor das Gerät, schaltete es ein und stellte eine Verbindung zum OKT her. »Hier Wittmann! Ungünstige Umstände haben verhindert, daß ich mich früher melden konnte. Hier ist einiges schiefgelaufen. Man hat mir eine Falle gestellt, und ich fürchte, das gilt auch für die ›Hindenburg‹. Ich empfehle dringend, Operation ›Reinemachen‹ zu verschieben und vorher intensivere Aufklärung durchzuführen!«

»Diese Empfehlung kommt leider zu spät, Hauptmann!« Unwillkürlich straffte er sich, denn die Stimme am anderen Ende der Verbindung gehörte zweifellos »Bärwolf« Bittrich, dem Thulemarschall. »In der Irischen See zieht schlechtes Wetter

herauf. Deswegen haben wir Operation ›Reinemachen‹ um 24 Stunden vorgezogen. Die Aktion läuft seit dem Morgengrauen.«

»Und wie, Marschall?«

»Schlecht, Hauptmann. Verdammt schlecht.«

You should never have opened that door
now you're never gonna see her no more
You don't know what I can do with this axe
chop off your head so you better relax

(The Ramones)

9. Sellafield

Die Sonne war noch nicht aufgegangen über der Irischen See an diesem Morgen des 16. November 2010. TS* »Hindenburg« zog gleichmäßig durch das unruhige Wasser nach Norden. Dem gigantischen Körper, der mehr wie eine schwimmende Insel denn wie ein Schiff wirkte, machte das nichts aus. Egal, wie hoch die Wogen des Meeres auch waren: Das mehr als 800 Meter breite und über vier Kilometer lange Schiff war durch nichts zu bewegen als durch seinen eigenen Antrieb.

Die in Zahlen kaum noch faßbare Masse des riesigen Flugzeugträgers bot zahlreiche Vorteile, hatte aber auch einen entscheidenden Nachteil: Sein Tiefgang betrug bei voller Beladung 83 Meter.

Das hatte zur Folge, daß er so gut wie keinen Hafen anlaufen und auch längst nicht alle Meere der Welt befahren konnte. Für ihn war die Irische See eine Sackgasse, die er nur in südlicher Richtung wieder verlassen konnte.

---

* Thule-Schiff

Vor Inis Streachaill betrug die Wassertiefe am Ausgang des Nordkanals nur 64 Meter.

In der großen Kommandozentrale im Bug des Schiffes herrschte hektische Betriebsamkeit. Die massiven Panzerglasfenster, die sich über eine Breite von mehr als 30 Metern erstrecken, konnten notfalls zusätzlich mit hydraulisch ausfahrbaren Panzerplatten verriegelt werden.

General zur See Hellmuth von Schirlitz war der ruhende Pol inmitten der Vorbereitungen für den ersten scharfen Kriegseinsatz des mittlerweile fast 50 Jahre alten Schiffes. Allerdings konnte die »Hindenburg« keinesfalls als »alt« bezeichnet werden, denn die fähigen Ingenieure Thules hatten stets dafür gesorgt, daß sie auf dem neusten Stand der Technik war – der Technik Thules, wohlgemerkt. Und die war der der übrigen Welt stets um einige Jahrzehnte voraus.

Der Gigantflugzeugträger schoß westlich der Insel Man mit voller Fahrt durch das Meer. Das Schiff brachte es dank seiner acht Atomreaktoren vom Typ Ragnarök 49 n – von denen nur fünf unter Last liefen, die drei anderen dienten als Reserve – auf 63 Knoten*. Von Schirlitz wollte lieber nicht daran denken, welche Auswirkungen die Wellen des Kielwassers an den Küsten Irlands und der Insel Man haben würden.

Sein Schiff wurde von zahlreichen Funkmeßimpulsen getroffen, doch der General wußte, daß die spezielle Form des Flugzeugträgers diese Impulse verstreute und ablenkte. Zusätzlich verfügte er über eine höchst leistungsfähige elektronische Störausrüstung. Doch die wurde momentan nicht benötigt. Keine »Radar«-Station und kein Satellit hatte den Stahlkoloß in der Erfassung.

Die »Hindenburg« war viel mehr als der größte Flugzeugträger der Welt. Sie war vollständig ausgerüstet für massive Landeoperationen wie diejenige, die heute bevorstand. Aus diesem Grund befanden sich hinter der Kommandozentrale mehrere große Lageräume, von denen aus die amphibischen Operatio-

---

* 117 km/h

nen, die Panzerdivision an Bord, die Kooperation mit der Luftflotte und bei Bedarf weitere Einsätze gelenkt werden konnten.

Eine massive Gestalt in leuchtendroter Uniform, behängt mit unzähligen Orden und Ehrenzeichen, schlurfte durch die Zentrale und verschwand im Durchgang zu dem kleinen Raum, von dem aus der erste Gorgereinsatz unter Gefechtsbedingungen geleitet werden sollte.

Der Anblick eines Gorgers trieb von Schirlitz noch immer Schauer über den Rücken. Richtig gewöhnen würde er sich an die im Labor erschaffenen Kameraden wohl nie. Doch für eine kleine bedrohte Nation wie Thule waren solche Soldaten wohl unerläßlich. Sie konnten im entscheidenden Augenblick den Unterschied zwischen Sieg und Niederlage bedeuten.

Von Schirlitz verscheuchte den Gedanken. Er mußte das Bremsmanöver seines Schiffes und die anschließende Wende einleiten. Die Operation »Reinemachen« lief wetterbedingt einen Tag früher als ursprünglich geplant an. Zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit würden deutsche Kampfpanzer über englischen Boden rollen.

*

In einem der zahlreichen, tief unten im Schiffsrumpf gelegenen Einsatzräume für die Piloten der Bordflugzeuge fand die letzte Besprechung der dritten Staffel der ersten Gruppe des Siebten Jagdbombergeschwaders »Hans-Ulrich Rudel« statt. Als Staffelführer Hauptmann Wilfried Hartmann den Raum betrat, waren die 15 ihm unterstellten Piloten schon anwesend und trugen ihre volle Kampfmontur. Lässig grüßten sie ihren Vorgesetzten, und ebenso lässig erwiderte der den Gruß. Die deutschen Flieger waren schon immer ein ganz besonderer Haufen gewesen, in dem Leistung mehr zählte als Disziplin in Formfragen.

Dem Neuling in der Staffel, Mike McBain, warf er einen langen, nachdenklichen Blick zu. Fliegerisch war er einer der besten Piloten, denen Hartmann je begegnet war. Doch er zweifelte an der Zuverlässigkeit des Amerikaners. Aber er wußte

auch, daß ihm das OKT das Kommando über eine eigene Staffel in Aussicht gestellt hatte, wenn er sich bei diesem Einsatz bewährte.

Hartmann wollte McBain ganz besonders im Auge behalten. Denn eines machte ihm Sorgen: In typisch amerikanischer Manier hatte der darauf bestanden, einen »Kampfnamen« für den Funk und für sein Flugzeug zu bekommen. Und so prangte jetzt der Schriftzug »Draufgänger« auf Mikes He 1098, ein Begriff, den er sich nach dem erfolgreichen Abschluß seines Deutschkurses selbst ausgesucht hatte. Er wußte also genau, was ein Draufgänger war.

Hartmann allerdings legte keinen Wert auf Draufgängertum. Ein guter und erfolgreicher Kampfpilot – also einer, der lebendig vom Einsatz zurückkam – brauchte vor allem eines: Selbstbeherrschung.

Die Männer setzten sich hin, und Hartmann trat vor eine Karte, die die englische Küste von Carlisle bis Lancaster zeigte sowie das Gebiet landeinwärts bis ungefähr zur Autobahn M 6. »Es wird also ernst, meine Herren«, begann er seine kurze Ansprache. »Der Tommy ahnt zwar noch nicht, daß wir kommen, aber wir können nicht darauf hoffen, daß ihm unser gesamter Einsatz verborgen bleibt. Und sobald er versucht, etwas gegen unsere Kameraden am Boden zu unternehmen, schlägt unsere Stunde!«

Der endgültige Einsatzplan lag den Piloten seit 24 Stunden vor, war von ihnen ausführlich studiert und diskutiert worden – deswegen konnte sich Hartmann damit begnügen, die Planungen des OKT nur noch kurz zusammenzufassen.

»Die Wolken hängen gerade so tief, wie wir uns das gewünscht haben. Unsere Tarnung funktioniert perfekt. Wer von Ihnen schon länger auf der ›Hindenburg‹ Dienst tut, hat am veränderten Antriebsgeräusch gehört, daß wir abbremsen. Wir fahren westlich an der Insel Man vorbei und werden auf der Höhe von Jurby Head anhalten. Dort setzen wir zuerst drei Schnellboote mit der Gorger-Kompanie ab und danach die komplette zweite Panzerdivision ›Theoderich‹. Die Landungsboote werden die 50 Kilometer bis zur Küste in knapp 30 Minuten überwin-

den. Während der gesamten Operation stehen wir in Sitzbereitschaft an Deck. Wir haben die Steuerbordstartbahn für unsere Jabos reserviert, die Jäger nehmen die andere. Unmittelbar nach Absetzen der Landungstruppen nimmt die ›Hindenburg‹ wieder Fahrt auf und wendet, denn im Notfall müssen wir so schnell wie möglich raus aus der Irischen See. Leider geht das nur Richtung Süden durch den Sankt-Georgs-Kanal.

Die Panzertruppen gehen in drei Gruppen an Land. Eine wird direkt bei Sellafield, zwei weitere werden bei Beckermet und Ravenglass abgesetzt, um die Operation zu decken.

Denken Sie daran: Dies ist der erste große Kampfeinsatz der Thule-Truppen bei Tag seit der Abwehr der Operation ›Highjump‹ Anfang 1947 und der erste scharfe Großeinsatz außerhalb der Heimat. Wir rechnen aber nicht mit viel Gegenwehr, da das Kumbrische Gebirge* ein nur schwer zu überwindendes Hindernis darstellt und die englische Regierung unsere Operation so wie die amerikanische und die deutsche insgeheim unterstützt. Deshalb bleiben unsere Flugzeuge zunächst nur einsatzbereit an Deck. Wir glauben nicht wirklich an die Notwendigkeit ihres Einsatzes, wollen aber auf alles vorbereitet sein.

Noch Fragen?«

Keine Hand hob sich, niemand sagte ein Wort.

»Gut, meine Herren. Dann ab an Deck mit Ihnen! Ihre Maschinen warten schon auf Sie!«

*

Mike McBain schlenderte zusammen mit seinem Rottenflieger Klaus Staak dem nächsten Aufzug zum Flugdeck entgegen. Neben dem kräftig gebauten Deutschen mit dem schon ziemlich lichten Haar wirkte der drahtige Amerikaner beinahe dürr.

Die Rotte war die kleinste Einheit der Thule-Luftwaffe, wie sie es auch schon bei der Luftwaffe des Deutschen Reiches gewesen war. Sie bestand aus zwei Maschinen, die sich im Kampf

* die Cumbrian Mountains

gegenseitig Deckung gaben. Auf seinen Rottenflieger mußte sich ein Pilot jederzeit blind verlassen können.

Die beiden Männer drückten sich an die Wand des Ganges, als eine Gruppe Gorger vorbeitobte. Die unheimlichen Gestalten, die bei den meisten Soldaten Thules alles andere als beliebt waren, befanden sich auf dem Weg ins Heck der »Hindenburg«, um ausgeschifft zu werden. Statt ihrer roten Uniformen trugen sie nun Tarnkombinationen in Herbstfarben. Obwohl ihre größte Aufgabe darin bestand, sich für Soldaten der regulären Truppe zu opfern, legte es die Führung nicht darauf an, die Gorger zu verheizen.

Dafür waren sie einfach zu teuer.

»Ich hasse diese Muskelberge mit ihren nackten Füßen!« zischte Staak.

Anzüglich rümpfte Mike die Nase. »Kann es sein, daß du neidisch bist, Klaus? Immerhin werden sie als erste deutsche Soldaten in einem Kampfeinsatz den Fuß auf englischen Boden setzen. Unsere Gorger sind schon ein ganz besonderes Völkchen!« Er war stolz darauf, schon solche Vokabeln wie »Völkchen« zu beherrschen, die keineswegs zum Standardsprachschatz gehörten. Aber der Amerikaner hatte die deutsche Sprache dank seiner hohen Intelligenz sehr rasch erlernt – etwas, das den Gorgern auf immer verwehrt bleiben würde. Mehr als 200 Worte beherrschte keiner von ihnen.

»Vergiß die Gorger!« Staak trat in die Aufzugkabine, Mike und eine Reihe anderer Piloten folgten ihm. »Was mich viel mehr ärgert, ist die Tatsache, daß wir vermutlich die ganze Zeit über nur an Deck in unseren Maschinen sitzen, während die Panzerdivision die AIn-Lakaien versohlt und den ganzen Ruhm absahnt. Am liebsten würde ich den Engländern ein Telegramm schicken, daß wir kommen. Dann müßten die was unternehmen, und wir bekämen keine Schwielen am Hintern.«

Oberleutnant Staak ahnte nicht, wie sehr er sich täuschen sollte.

*

Es war noch immer stockfinster, als die »Hindenburg« mitten in der Irischen See zum Stillstand kam. In der Kommandozentrale konnte General zur See Hellmuth von Schirlitz auf großen Bildschirmen verfolgen, wie sich mächtige Panzertore im Heck seines Schiffes öffneten. Im Gegensatz zu den bei den NATO-Mächten üblichen grünen Bildern der Nachtsichtkameras waren die Aufnahmen farbig und klar wie am hellichten Tag. Für die Umrechnung der Bilder auf Echtfarben brauchte der Bordrechner vom Typ Zuse XII C nur einen kaum meßbaren Bruchteil seiner Kapazität.

Für die Erzeugung und Übertragung künstlicher Bilder hatten die Deutschen schon immer ein besonderes Händchen gehabt. Von Schirlitz bedauerte es, daß heutzutage kaum noch jemand wußte, daß nicht nur das Fernsehen eine deutsche Erfindung war, sondern auch das erste Nachtsichtgerät. Panther-Panzer der Ausführung G hatten schon Ende 1944 mit Infrarotanlagen erfolgreich bei Nacht gekämpft. Die Patente für diese Technologie hatten sich die Amerikaner wie unzählige andere auch unter den Nagel gerissen.

Selbstverständlich hatten sie versucht, die gestohlene deutsche Technik weiterzuentwickeln und dafür auch unzählige deutsche Techniker und Ingenieure in ihre Gewalt gebracht. Doch die allermeisten von denen hatten der zweiten Garnitur angehört. Die wirklich guten Leute waren ab Ende 1944 nach Thule evakuiert worden.

Entsprechend unterschiedlich war das Entwicklungstempo in der unterirdischen Höhlenwelt der Deutschen und in den USA gewesen. Der größte Technologieraub der Menschheitsgeschichte hatte den Amerikanern zwar einen kurzfristigen Schub versetzt – langfristig geholfen hatte er ihnen nicht.

Doch das war Schnee von gestern. Von Schirlitz sah, wie drei nur leicht gepanzerte Schnellboote mit hoher Fahrt aus dem Hangar im Heck ausliefen. Die Gorger waren unterwegs! Operation »Reinemachen« hatte begonnen!

Nun ging es Schlag auf Schlag. Die mächtigen gepanzerten Luftkissenboote der Landungstruppen rauschten aus dem Schiff und trugen die Panzer der Division »Theoderich« englischen

Gestaden entgegen. Die Aufklärungsflüge bei Nacht hatten keine wie auch immer geartete Bedrohung für die deutschen Truppen erkennen lassen. Offenbar hielt sich die britische Regierung an das geheime Abkommen mit Thule.

Der Sonnenaufgang stand unmittelbar bevor, und so gab von Schirlitz Befehl, die aktive optische Tarnung der »Hindenburg« einzuschalten. Das Schiff war trotz seiner riesigen Ausmaße komplett mit einer hochwiderstandsfähigen Folie überzogen, bei der es sich um nichts anderes als einen Flüssigkristallbildschirm (FKB) handelte. An den Schiffsflanken zeigte dieser Schirm stets das Bild der gegenüberliegenden Seite, so daß die »Hindenburg« durchsichtig wirkte. Auf das 3,23 Quadratkilometer große Flugdeck wurde ein vom Bordrechner erzeugtes Bild der Meeresoberfläche gelegt, so daß das Schiff praktisch unsichtbar wurde, wenn es sich nicht bewegte und somit kein Kielwasser erzeugte. In Verbindung mit ihren aktiven und passiven Tarnvorrichtungen – die Technik des Reiches Thule war beispielsweise in der Lage, das massive Magnetfeld des Schiffes durch spezielle Gegenfelderzeuger vollkommen zu tarnen – war die »Hindenburg« praktisch nicht zu entdecken.

Jedenfalls hatte Kommandant von Schirlitz das stets angenommen.

*

Der Aufzug war eigentlich nur eine Plattform ohne Kabinendach, die sich im Schacht elektromagnetisch auf- und abbewegte. Die Plattform war fünf Meter dick, aus massivem Stahl und an der Oberseite ebenso mit einer geriffelten, aus dreieckigen Aufsätzen bestehenden Streuschicht für feindliche Funkmeßimpulse versehen wie der Rest des Flugdecks. Auch sie war mit einer FKB-Folie überzogen, die sich aktivierte, sobald die Plattform die Höhe des Flugdecks erreicht hatte.

Sollte die »Hindenburg« in ein Gefecht verwickelt werden, blieben sämtliche Aufzugplattformen natürlich in der oberen Stellung verriegelt, um vollständigen Panzerschutz zu gewährleisten. Dann konnte man das Flugdeck nur noch durch die

ebenfalls gepanzerten Türen des zentral angeordneten Kontrollturms der Flugleitung verlassen. Das kegelförmige Gebilde ragte 37 Meter hoch auf und war ebenfalls schwer gepanzert sowie mit FKB-Folie überzogen. Hier wurden die Flugzeugbewegungen an Deck koordiniert sowie An- und Abflug aller Maschinen. Die eigentliche Einsatzkontrolle der Bomber und Jäger fand in großen Einsatzleitzentralen tief unten im Schiffsrumpf statt.

Für die Flugzeuge gab es keine Aufzüge, sondern zwei je 400 Meter lange Rampen an Bug und Heck, die mit rund 150 Meter Breite selbst für die mächtigen Arado 666 ausreichend Platz boten. Am Ende der Rampen sorgten massive Panzertore dafür, daß es keine Schwachstelle im baulichen Schutz der »Hindenburg« gab.

Normalerweise rollten die Flugzeuge nach einem Einsatz über die vordere Rampe zurück in die großen Hangars unter Deck, während sie über die hintere heraufgebracht wurden. Bei Großeinsätzen wie diesem aber quollen die tausend Maschinen an Bord über beide Rampen an Deck.

Bewegt wurden sie von kleinen, aber starken Traktoren, die sie über verschiedene Rollwege auf die Start- beziehungsweise Wartepositionen schleppten. Die Rollwege waren ebenso wie die Warteräume, die Aufzugplattformen und natürlich die beiden Startbahnen mit verschiedenfarbigen Lichtern gekennzeichnet, die von der FKB-Folie ganz nach Bedarf erzeugt werden konnten.

Damit gab man die Tarnung zwar teilweise auf, denn hochfliegende Aufklärer und selbst Spionagesatelliten im All konnten die Lichter selbstverständlich erkennen. Aber da die Schiffsführung davon ausging, daß alle beteiligten Mächte die geplante Aktion guthießen, war die Tarnung sowieso nur eine eher unnötige Routineangelegenheit.

Unter verschärften Einsatzbedingungen spiegelte die Bordelektronik die notwendigen Markierungen in das Reflexvisier des Piloten, so daß das Flugdeck vollkommen getarnt werden konnte.

Mike McBain und seine Staffelkameraden schlenderten in al-

ler Ruhe zum Bereitstellungsraum ihrer 16 Heinkel-Jagdbomber, die vollgetankt und aufmunitioniert in der Nähe des Hecks an Steuerbord standen, fast im Schatten eines der massiven Panzertürme mit zwei Schienenkanonen SK 60, die neben den Bordflugzeugen die Hauptbewaffnung der »Hindenburg« ausmachten.

Auf der gegenüberliegenden Backbordstartbahn röhrten gerade zehn Ar 666 P/JT wie an einer Perlenschnur gezogen in den wolkenverhangenen Morgenhimmel. Wenn alles glatt verlief, würden diese Super-Nurflügler mit ihren 108 Metern Spannweite die einzigen Flugzeuge sein, die von den Thule-Truppen an diesem Tag eingesetzt wurden.

Die JT-Version war eine Sonderausführung der Ar 666 P. Jede dieser Maschinen trug acht Kurzstreckenjäger vom Typ Me 1090 Libelle 3 unter ihrem mächtigen Leib. Die Jägerträger würden in großer Höhe über dem Einsatzgebiet kreisen und bei Bedarf ihre ebenso kleinen wie tödlichen Messerschmitt-Jäger absetzen.

Zahlreiche weitere Libellen standen auf der gegenüberliegenden Seite des Decks in Bereitschaft.

McBain wäre gern Pilot solch eines wendigen Luftflitzers gewesen, auch wenn die maximale Reichweite der Maschinchen nur 590 Kilometer betrug.

Aber das Luftwaffenkommando hatte ihn für die He 1098 auserkoren, weil er über eine enorme Erfahrung als Bomberpilot verfügte.

Und diese Maschine war auch nicht übel – man konnte sich regelrecht an sie gewöhnen, fand Mike.

Während er über die Leiter, die sein Flugzeugwart für ihn anlegte, in die Pilotenkanzel stieg, schweifte sein Blick mit einem gewissen Wohlbehagen über die in Reih und Glied aufgestellten Maschinen der dritten Staffel.

Die Heinkel He 1098 war ein einsitziger Jagdbomber, dessen erste Entwürfe zurückgingen auf die He P 1078 B.

Die Maschine hatte einen nach hinten gepfeilten Deltaflügel, dessen äußere Enden leicht nach unten abgeknickt waren, um die Stabilität im Flug zu erhöhen.

Ihre beiden TL-Geräte* Heinkel He S 68 N – das N stand für Nachbrenner – beschleunigten sie auf maximal 2980 km/h und waren stark genug für einen nachbrennerlosen Überschallflug, so daß die Maschine weite Strecken in hohem Tempo bewältigen konnte. Ihre maximale Reichweite ohne Nachtanken in der Luft lag bei 3100 Kilometer. Die wurde nicht zuletzt auch deshalb erreicht, weil das Flugzeug sämtliche Bomben und Raketen in ausfahrbaren Behältern innerhalb des Rumpfes trug, was nicht nur den Luftwiderstand erheblich senkte, sondern auch die Entdeckung durch die Funkmeßanlagen des Feindes praktisch unmöglich machte. Unterhalb der Pilotenkanzel war eine achtläufige Rotationskanone vom Typ Gustloff HF 21 montiert. Für diese Waffe führte die Maschine 3200 Schuß Munition mit, die sie theoretisch in einem einzigen Feuerstoß von nur fünf Sekunden abfeuern konnte. Normalerweise wurden aber nur 50 Schuß abgegeben, wenn der Pilot den Feuerknopf drückte.

Die He 1098 war ein elegantes Flugzeug. Sie sah nicht nur ultramodern aus, sie war es auch. Ihre Bordelektronik ermöglichte ihr die Erfassung und Bekämpfung zahlreicher Ziele zur gleichen Zeit. Trotz ihrer Spannweite von 21,25, ihrer Länge von 18,64 und ihrer Höhe von 4,91 Meter wog sie leer nur 16,1 Tonnen, da sie als erstes Thule-Flugzeug komplett aus Kunststoff erbaut worden war. Selbst vollgetankt mit zehn Tonnen Treibstoff konnte sie noch sechs Tonnen Waffenzuladung mitführen.

Mike fühlte eine brennende Wärme ums Herz, als er sich im Sitz seiner »Draufgänger« anschnallte und dabei den Blick über die anderen Maschinen seiner Staffel schweifen ließ. Sie waren ebenso schön wie tödlich. Ein besseres Kampfflugzeug hatte die Welt noch nicht gesehen.

»Sitzgurte locker lassen, die Hauben bleiben noch geöffnet!« Das war Hartmanns Stimme aus dem Bordfunk. »Wahrschein-

---

* Turbine-Luftstrahl

lich vertreiben wir uns den ganzen Tag nur damit, hier in Bereitschaft zu sitzen und Däumchen zu drehen!«

Mikes Blick wanderte auf die andere Seite des Flugdecks zu den Abfangjägern, deren Piloten nun ebenso Zeit totschlagen mußten wie sie. Er schaute nach links zum Heck des Flugzeugträgers, aus dem die schier endlose Reihe der Luftkissenboote strömte. Es dauerte eine Weile, eine komplette Panzerdivision an Land zu bringen.

Er hatte Gerüchte gehört, nach denen die lauten und treibstoffintensiven Luftkissentransporter bald durch neue Panzerfahrzeuge mit Magnettechnik abgelöst werden sollten. Die dafür notwendigen großen Energiemengen sollten neue, ultrakompakte Atomreaktoren der »Fafnir«-Reihe liefern. Ursprünglich waren die Kleinreaktoren für die Flugscheiben entwickelt worden, aber nach den jüngsten Verbesserungen eigneten sie sich wohl auch für weitere Einsatzzwecke.

*

Wie an jedem Morgen war Martin Bosom auch am 16. November 2010 in aller Herrgottsfrühe aufgestanden, um seine Kunden pünktlich zu beliefern. Während es in den Großstädten des Inselreiches schon lange keine Milchmänner mehr gab, war diese Dienstleistung in den kleinen Dörfern auf dem Land noch sehr gefragt.

Es war noch dunkel gewesen, als der Lieferwagen der Molkerei die Bestellungen für heute vorbeigebracht hatte. Martin hatte seinen kleinen Elektrokarren, mit dem sein Großvater schon kurz nach dem Krieg durch Ravenglass gekurvt war, beladen und seine Tour begonnen.

Ravenglass war ein kleiner Ort mit einer großen Tradition. Schon die alten Römer hatten ihn im zweiten Jahrhundert als Marinehafen genutzt. Erstmals urkundlich erwähnt worden war er im Jahr 1180 – damals hieß er noch Rengles. Im Jahr 1208 besuchte König John das kleine Küstendorf und verlieh ihm das Recht, eine Landwirtschaftsausstellung und einen Markt auszurichten.

Trotzdem war Ravenglass niemals richtig groß geworden. Die kumbrischen Berge, die sich unmittelbar hinter den Häusern erhoben, hatten dem Wachstum eine natürliche Schranke gesetzt. Und als die Bebauung des Geländes kein Problem mehr gewesen wäre, hatte die Regierung keine zehn Kilometer entfernt das Atomkraftwerk Windscale errichtet. Nachdem der Reaktor am 10. Oktober 1957 durchgegangen war und eine radioaktive Wolke über weite Teile Europas geblasen hatte, hatte natürlich niemand mehr in diese Gegend ziehen wollen.

So war Ravenglass ein Kaff geblieben, das aus kaum mehr als einer Ufer- und zwei etwas größeren Querstraßen bestand, die zum Bahnhof im Hinterland führten.

Dabei hatte der Ort durchaus schon bessere Zeiten gesehen, vor allem im 18. Jahrhundert. Da er so abgelegen war, hatten die Zollbeamten Ihrer Majestät es ziemlich schwer, hier für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen. Der natürliche Hafen, in dem man mit den Booten praktisch bis fast vor die eigene Haustür fahren konnte, bot ideale Bedingungen, um die steuerlichen Unterschiede zwischen der Insel Man und Schottland auf der einen und England auf der anderen Seite gewinnbringend zu nutzen.

Noch heute erzählte man sich gern die Geschichte von dem königlichen Steuerinspektor, der ein verdächtiges Boot im Hafen kontrollieren wollte und von zwei Männern der Besatzung kurzerhand überwältigt wurde. Der arme Beamte fürchtete um sein Leben, glaubte, man würde ihn im Hafenbecken ertränken – doch statt dessen schleppten ihn die beiden Männer in den einzigen Pub des Dorfes und spendierten ihm ein Bier.

Während der Zollinspektor notgedrungen mithalten mußte, luden die anderen Matrosen seelenruhig die Schmuggelware vom Schiff.

Als guter Beamter aber gab der Mann nicht schnell auf, und so machte er sich am nächsten Tag, als man ihn endlich hatte gehen lassen, auf die Suche nach dem Schmuggelgut. Tatsächlich entdeckte er mehrere Fässer mit Weinbrand unter einem Gebüsch in Strandnähe. Doch Sir Joseph Pennington, dem das Grundstück mit dem Gebüsch gehörte, behauptete dreist, bei

den Fässern handele es sich um Treibgut aus einem vor der Küste versunkenen Schiff – und auf dieses Treibgut hatte er nach den Gesetzen des Königreiches einen legalen Anspruch.

Ja, Zoll- und andere Beamte hatten es eigentlich noch nie sehr leicht gehabt in Ravenglass. Martin Bosom surrte mit seinem Elektrowagen die Uferstraße entlang, stellte den Leuten frische Milch vor die Tür und nahm die leeren Flaschen vom Vortag mit. Es war ein Tag wie jeder andere, bis er das große Schnellboot auf dem Ufersand sah.

Zuerst nahm er es nur aus den Augenwinkeln wahr, wollte schon weiterfahren – als er die massigen Gestalten entdeckte, die in militärischen Tarnanzügen über den Strand liefen und die Uferstraße besetzten. Sie trugen Waffen und Kampfhelme, aber keine Schuhe. Was war das denn für eine Truppe?

Neugierig fuhr der Milchmann näher heran. Eine der Gestalten trat vor und hob die Hand, während die anderen weiter hinten auf der Straße drohend ihre schweren Maschinenpistolen in Anschlag brachten.

»Du. Halt!«

Martin glaubte, nicht richtig gehört zu haben. Die Kerle sprachen Deutsch! Er verstand die Sprache recht gut, da er als junger Mann lange Jahre bei den britischen Besatzungstruppen im Rheinland gedient hatte. Offiziell waren die Krauts* natürlich längst Verbündete, aber jeder Mann im britischen Heer wußte, daß es spätestens seit dem Zusammenbruch des Ostblocks keinen Grund mehr für Truppenstationierungen in Deutschland gab. Keinen Grund außer dem einen, dem wahren: Die Krauts mußten kleingehalten werden, durften ihre häßliche Fratze nie wieder gegen Freiheit und Demokratie erheben!

Und dann sah er die Wappen auf beiden Seiten des charakteristischen Stahlhelms, der ihm jetzt erst richtig auffiel: eines mit drei schrägen Streifen in Schwarz, Weiß und Rot auf der rechten, ein anderes mit einem Adler auf der linken Seite.

Diesen Helm kannte er genau, denn exakt das gleiche Modell

---

* Schimpfwort für die Deutschen

hatte er daheim auf dem Kaminsims stehen. Es saß sogar noch immer auf dem Schädel des Deutschen, der ihn einst getragen hatte. Sein Großvater Jacob hatte ihn aus dem Krieg mit nach Hause gebracht. Und die Geschichte, wie er an ihn gekommen war, hatte er ihm mehr als einmal erzählt…

*

Doch was Jacob Bosom seinem Enkel berichtet hatte, war eine Lüge gewesen. Eine Lüge, die sein ganzes Leben lang auf seinen Schultern gelastet und die er eisern mit ins Grab genommen hatte. Denn die Wahrheit wäre für den kleinen Martin zu brutal gewesen.

Bosom hatte als Staff Sergeant[*] in Montgomerys 21. Armee gedient. Ende Februar 1945 war er mit seiner Kompanie im Reichswald auf eine Anhöhe mit einem befestigten deutschen MG-Nest gestoßen. Gleich beim ersten Feuerstoß war Captain[**] Feldman gefallen, so daß Bosom das Kommando hatte übernehmen müssen.

Er hatte Befehl gegeben, sich zu verteilen und den Deutschen in die Zange zu nehmen. Doch offenbar hatte der hinterhältige Kraut mit so etwas gerechnet, denn der gesamte Wald rings um seine Stellung war mit Sprengfallen vermint, die nach Jacobs Lagebeurteilung über versteckte Kabel direkt aus dem befestigen MG-Nest gezündet werden konnten. Schlimmer noch als die Explosionen selbst wirkten die gezackten Holzsplitter, die von den Sprengungen aus den Bäumen gerissen wurden und Dutzende tapfere Briten töten.

Und wer nicht von den Minen erwischt wurde, fiel den Garben des schweren Maschinengewehrs zum Opfer. Es dauerte keine halbe Stunde, und von Bosoms Kompanie waren nur noch 30 Männer kampffähig. Von überall her tönten die Schreie der

---

[*] Feldwebel
[**] Hauptmann

Verwundeten aus dem Wald, und der Nazischerge saß weiter in seiner sicheren Stellung und feuerte auf alles, was sich bewegte.

Bosom blieb nichts anderes übrig, als über Funk um Luftunterstützung zu bitten. Die Anforderungen kamen momentan wohl von allen Seiten, denn erst als er die ungeheuren Verlustzahlen seiner Kompanie nannte, sagte man ihm Tiefflieger zu – aber nicht innerhalb der nächsten 30 Minuten.

Der Staff Sergeant gab Befehl, den Deutschen weiter zu beschäftigen, aber nach Möglichkeit nichts mehr zu riskieren. Entsprechend seltener wurden die Feuerstöße des MGs.

Die Zeit verging, der Flieger blieb aus – und Bosom hatte eine Eingebung. Der Kraut hielt sich auffallend zurück. Noch einmal befahl er einen Vorstoß auf die Hügelstellung, noch einmal bellte das MG auf, und weitere fünf Briten fielen. Dann war es auf einmal still im verwüsteten Wald.

»Not shoot! I give up!« Die Stimme hallte laut und vernehmlich im barbarischen Akzent der Nazis vom Hügel. Dann war da oben Bewegung zu sehen, und ein Mann in feldgrauer Wehrmachtsuniform erhob sich aus der Stellung, die Arme hoch in die Luft gereckt.

Er ließ sie oben und kam langsam den Hügel herunter, auf Bosom zu. Der zog die Pistole aus dem Holster. »Not shoot! I give up!« rief der Feldgraue erneut, sichtlich nervös.

»Why?« wollte der Feldwebel wissen.

»No munition… Kamerad!« radebrechte der Gefangene.

Die Überlebenden der Kompanie stürmten ebenso erleichtert wie ausgelassen auf den Hügel, um sich von einem ihrer Kameraden, der eine kleine Kamera im Gepäck hatte, in Siegerpose fotografieren zu lassen. Ein anderer holte das schwere deutsche MG aus der Stellung und hob es in Triumphatorpose hoch über den Kopf.

In diesem Augenblick war der Tiefflieger heran. Es handelte sich um eine Hawker »Typhoon«. Ihre vier 20-mm-Kanonen mähten die Truppe auf dem Hügel, dessen Koordinaten als Zielgebiet per Funk übermittelt worden waren, mit der Präzision eines Chirurgenskalpells nieder. Und dann sah Bosom die beiden Behälter durch die Luft taumeln.

Die Hawker »Typhoon« konnte zwei Bomben zu je 454 Kilogramm tragen, mehr als jedes andere einmotorige Flugzeug ihrer Zeit. Doch weder der Pilot dieser speziellen Maschine noch Staff Sergeant Bosom wußten über die besondere Natur der Waffen Bescheid, die hier abgeworfen wurden.

Entwickelt worden waren sie 1942 an der amerikanischen Universität Harvard, und für den Kriegseinsatz in Europa lief ihre Massenfertigung zu spät an. Doch die Amerikaner wollten die neue Waffe im Pazifik nutzen, und so hatten sie einige Prototypen zu Testzwecken nach Europa gebracht und auch den Engländern ein paar davon geliefert. In den Kanistern, die hier vom Himmel taumelten, befand sich Napalm.

Der britische Pilot verstand sein Handwerk und hatte sein Ziel exakt getroffen. Das gelartige Gemisch aus Benzin und speziellen Aluminiumseifen verteilte sich über den Hügel und zündete augenblicklich. Wer den Granatbeschuß überlebt hatte, wurde von dem Höllenfeuer gnadenlos verzehrt. Die Schreie seiner Männer, die als lebende Fackeln von dem Hügel herunterrannten und irgendwann immer noch brennend zusammenbrachen, würde Staff Sergeant Jacob Bosom bis an sein Lebensende nicht vergessen.

Er war der einzige Überlebende einer Kompanie von 160 tapferen Männern! Und der heimtückische Kraut, der dieses Massaker zu verantworten hatte, stand seelenruhig vor ihm und glaubte, für ihn sei der Krieg vorbei.

Nun, das war er auch. Jacob schoß ihm mitten in die Brust.

Mit ungläubigem Staunen auf dem Gesicht sank der Nazisoldat fast wie in Zeitlupe zu Boden.

Als Jacob die Pistole wieder wegsteckte, war der Mann tot. Er nahm sein Kampfmesser heraus, dem Wahnsinn nahe. Doch er unterdrückte alle Gefühle, die ihm nur den Verstand geraubt hätten, und dachte nur an die einmalige Trophäe, die er sich nun sichern konnte. Kopf und Helm des Kraut waren unversehrt. Er setzte sein Messer an.

*

Als Jacob Bosom, den alle nur Jack nannten, aus dem Krieg heimkehrte, war er noch stiller geworden als vorher schon. Den Schädel, den er auf den Kaminsims stellte, hatte er angeblich in den Trümmern eines von den Deutschen zerbombten Krankenhauses gefunden und den Helm, mit dem er ihn zierte, einem Kriegsgefangenen abgenommen.

1948 ging sein Sohn David zur Armee, wie es in der Familie Tradition war. Er diente bei der Rheinarmee in Deutschland.

1960 war Davids einziger Sohn Martin geboren worden. Er liebte seinen Grandpa abgöttisch, und die Liebe wurde erwidert. Als er alt genug wurde, erfuhr er natürlich von dem Krieg, in dem sein Großvater so tapfer für England gekämpft hatte. Die Erlebnisse seines Grandpa in diesem gigantischen Völkerringen hätten den Jungen brennend interessiert, aber der alte Mann redete nie darüber.

Martin machte die Bösartigkeit der Deutschen dafür verantwortlich, daß Opa Jack so verschlossen war.

Auch über den Schädel mit dem Helm verlor er kaum mal ein Wort, sah ihn nur oft und lange versonnen an, wenn er in seinem Lieblingssessel vor dem Kamin ausruhte. Martin ahnte, daß an der offiziellen Geschichte, die in seiner Familie erzählt wurde, etwas nicht stimmte.

Doch er bohrte nie nach, denn er liebte den alten Mann. Nach Grandpas Tod 1972 hatte Martins Vater Schädel und Helm wegräumen wollen, doch der Junge hatte darauf bestanden, daß beides an dem Ehrenplatz auf dem Kamin blieb. So standen sie noch heute dort – und deshalb wußte Martin auch so genau, wie ein deutscher Stahlhelm aussah.

Doch der vierschrötige Typ, der ihn trug, war alles mögliche, nur kein Deutscher.

Er wirkte beinahe wie ein Gorilla.

Er ging aber zu aufrecht für einen Gorilla, und davon, daß die sprechen konnten, Uniformen und Waffen trugen, hatte Martin auch noch nichts gehört.

Andererseits sahen die nackten Füße mit den dicken Greifzehen *sehr* affenartig aus.

Martin versuchte es mit der typischen Arroganz, die den Eng-

ländern schon so oft aus brenzligen Situationen geholfen hatte: »What do you want, big ape? Get off the street!«*

Voller Unverständnis sah ihn das Wesen an. Weitere seiner Art wurden aufmerksam, kamen mit den Waffen im Anschlag heran. Das mußte ein Alptraum sein!

Der Affe vor ihm deutete auf die Häuserzeile am Straßenrand: »Du! Engländer! Haus!«

Martin erkannte, daß der Muskelberg nur Deutsch verstand. Also nutzte er die verhaßte fremde Sprache: »Du hast mir gar nichts zu befehlen! Warum sollte ich?«

»Truppen kommen! Du Haus! Weg!« Der Gorillaverschnitt klang ungeduldig – und Martin erkannte auch wieso, als er das Röhren schwerer Turbinen vom Strand her hörte und mächtige gepanzerte Luftkissentransporter heranrauschen sah. Und auf denen prangte das Balkenkreuz der ehemaligen Naziwehrmacht! »God dammned…!«

»Engländer! Haus! Schnell!« Der Uniformierte versuchte, Martin von der Straße zu drängen.

Der aber schnappte sich blitzschnell eine der Milchflaschen von seinem Wagen und schmetterte sie dem Muskelberg an den Kopf. Die Flasche zerschellte am Stahlhelm. Sonst geschah nichts. Der Schlag beeindruckte den unheimlichen Deutschen nicht im geringsten. Doch das hatte Martin auch gar nicht beabsichtigt. Er wollte ihn nur verwirren, um ihm blitzschnell die MP zu entreißen.

Fast gelang ihm das auch, doch der Gorilla hielt die Waffe mit übermenschlicher Kraft fest. Stumm rangen die beiden ungleichen Gegner um die Maschinenpistole, als ein zweiter, ebenso unheimlicher Uniformierter heran war.

Er ließ seine eigene Waffe am Tragegurt baumeln und hatte so beide Hände frei. Mit denen packte er Martins Oberarme und riß mit unglaublicher Kraft daran.

Von Schmerzen überwältigt, mußte der Milchmann die umkämpfte Waffe loslassen und stürzte schreiend zu Boden.

---

* »Was willst du hier, du Affe? Mach die Straße frei!«

Der Gorilla hatte ihm beide Arme ausgekugelt!

Der andere, der seine Waffe nun frei hatte, hob sie und zielte auf Martin.

»Nein!« brüllte sein Artgenosse ihn an. »Engländer leben! Befehl!«

Das Monstrum ließ die Waffe widerwillig knurrend sinken und entblößte dabei ein Gebiß, das einem Löwen zur Ehre gereicht hätte. Aber der Milchmann erkannte, daß man ihn nicht erschießen würde. Endlich konnte er sich der Ohnmacht hingeben, die ihn gnädig von den unerträglichen Schmerzen in beiden Schultergelenken erlöste.

*

Generalmajor Gordon Stewart war sehr zufrieden mit dem bisherigen Verlauf der Operation »Reinemachen«.

Die ihm unterstellten Regimenter der Zweiten Panzerdivision »Theoderich« waren erwartungsgemäß ohne jede feindliche Reaktion am Strand vor Beckermet an Land gegangen und hatten den knapp zwei Kilometer von der Küste entfernten Ort plangemäß umfaßt sowie die Landstraße A 595 an seinem östlichen Rand gesperrt. Nun drangen seine Panzerverbände in den Ort selbst ein.

Die Meldungen von Generalmajor Geyer, der die Operation leitete und mit seiner Gruppe Sellafield selbst nahm, sowie Oberst Braithwaite, der Ravenglass eingenommen hatte, waren klar und höchst erfreulich: Mehr als zwölf Kilometer englische Küste befanden sich in Händen der Interventionstruppen vom Südpol, ohne daß ein einziger Schuß hatte abgefeuert werden müssen. Die Gorger, die zum erstenmal ohne menschliche Aufsicht in einem Einsatz gewesen waren, hatten sich ausgezeichnet bewährt. Jetzt befand sich die Truppe in ihren Schnellbooten schon wieder auf dem Rückweg zur »Hindenburg«. Auch wenn sie schmollten – man wollte den Engländern wirklich nur das unbedingt nötigste zumuten.

Obwohl es nicht den Anschein hatte, wurde dieser Einsatz unter kriegsmäßigen Bedingungen durchgeführt. Deshalb hatte

man auch die Landungsboote zurück zum Trägerschiff geschickt. Denn trotz ihrer Panzerung waren die Luftkissenfahrzeuge leichte Ziele, solange sie am Strand lagen. Das änderte sich dramatisch, sobald sich die schnellen Fahrzeuge in Bewegung setzten.

Und im Leib der »Hindenburg« waren sie sowieso so sicher wie ein Kind im Mutterschoß.

Bei diesem Einsatz war zwar nicht mit irgendwelchen feindseligen Aktionen zu rechnen, aber es schadete nie, den Männern so häufig wie möglich Übungsgelegenheiten unter realitätsnahen Bedingungen zu geben.

Deshalb ließ Stewart auch die Panzergrenadiere ausschwärmen und das Gelände sichern. Aufklärer auf schnellen Motorrädern wurden ausgesandt.

Die schweren Tiger-Panzer nahmen rings um Beckermet Aufstellung. Auch dieser Ort bestand im Prinzip nur aus zwei sich kreuzenden Straßen mit ein paar Abzweigungen. Doch die Straßen waren so eng, daß die schweren PzKpfw XVI Tiger II n (neu) Ausf(ührung) D entweder beträchtliche Schäden angerichtet hätten oder fast zur Bewegungslosigkeit verdammt gewesen wären.

Diese 79 Tonnen schweren Kampfungeheuer waren 10,32 Meter lang, 2,98 hoch und 3,78 breit. Ihre Mehrschicht-Reaktivpanzerung war selbst an der dünnsten Stelle noch 45 Millimeter stark, an der Stirnwand erreichte sie mit 210 Millimeter sogar Schlachtschiffsniveau. Hauptwaffe war eine 15-cm-Glattrohrkanone vom Typ KwK 98 L/81. Für die Nahbereichsverteidigung standen zwei MG 54 vom Kaliber 11,41 mm zur Verfügung sowie zwölf Wurfbecher für Nebelgranaten. Der allstoffbetriebsfähige Sechzehnzylindermotor des Typs Thule 121 hatte vier Turbolader und gab je nach Treibstoff zwischen 1200 und 2800 PS ab.

Der mächtige Kampfwagen kam dank weitgehender Automatisierung mit vier Besatzungsmitgliedern aus. So konnte der Bordrechner selbst in voller Fahrt ein einmal erfaßtes Ziel im Visier halten, und dank der jahrzehntelangen Weiterentwicklung deutscher Erfindungen war die Nachtsichtfähigkeit des Tigers

II n um ein Vielfaches besser als die jedes denkbaren Gegners auf diesem Planeten.

Stewart schickte die kleineren, aber dafür beweglicheren Panther in den Ort, um jegliche Überraschung von dort auszuschließen. Dank kleinerer Abmessungen und einer Panzerung, deren Stärke 150 Millimeter nicht überstieg und bei nicht exponierten Bauteilen bis auf 25 Millimeter abnahm, war der Panther III n nur 52 Tonnen schwer. Da er über denselben Motor verfügte wie der Tiger, war er um einiges schneller, hatte bei Rekordversuchen sogar an der 160-km/h-Grenze gekratzt.

Neben dem Gewicht war der größte Unterschied zum Tiger die kleinere Glattrohrkanone KwK 93 L/75 vom Kaliber 12 Zentimeter. Die sonstige technische Ausrüstung entsprach der des Tigers, so daß auch der PzKpfw XV Panther III n Ausf D, wie das Waffensystem im Truppenjargon hieß, mit vier Mann Besatzung auskam.

Generalmajor Stewart fuhr an der Spitze der Panzergruppe in das Dorf. Er leitete den Einsatz von seinem Führungsfahrzeug SdKfz* 393 aus, das über die modernsten Kommunikationseinheiten verfügte, die Thule aufzubieten vermochte. Als er an all die Bezeichnungen der Waffensysteme dachte, mit denen er nun in seine ehemalige Heimat einrückte, mußte er unwillkürlich schmunzeln: Die Deutschen hatten schon immer am AbküFi** gelitten und würden das wohl auch bis zum Ende aller Zeiten nicht ablegen können.

Egal, es störte ihn nicht. Mittlerweile fühlte er sich selbst als Deutscher – als Thuledeutscher, um genau zu sein. Deswegen hatte er sich auch dazu bereiterklärt, diesen Einsatz unter dem Oberbefehl des gleichrangigen Heinrich Geyer mitzumachen, obwohl er selbst Kommandant einer Panzerdivision war – der Fünften mit Namen »Gotland«, in der überwiegend Arier nichtdeutscher Herkunft dienten.

---

* Sonder-Kraftfahrzeug

** Abkürzungs-Fimmel

Für die Operation »Reinemachen« hatte man alles an englischen Muttersprachlern zusammengetrommelt, was man in der Hohlwelt unter Neu-Schwabenland auftreiben konnte. Das OKT legte allergrößten Wert darauf, daß man sich so gut wie nur denkbar in England präsentierte. Dieser Einsatz würde darüber entscheiden, ob sich die bisher recht schwierige Zusammenarbeit mit den Regierungen des Westens in Zukunft auf eine bessere Grundlage stellen und ausbauen ließ.

Um die Erde vor den AIn und ihren Lakaien zu retten, mußte man neue Wege beschreiten. Wenn die Menschheit nicht endlich zusammenhielt – und vor allem zusammenarbeitete – war der Untergang tatsächlich nicht mehr auszuschließen.

Deswegen öffnete Stewart auch gegen den Willen seines Adjutanten das obere Panzerluk seines Halbkettenfahrzeugs und streckte den Oberkörper heraus. Er trug seine schlichte schwarze Generalsuniform mit der markanten Schirmkappe. Tief sog er die würzige Seeluft ein. In der Heimat roch es immer einen Hauch besser als im Rest der Welt.

Das Rasseln der Panzerketten dröhnte trotz der dämpfenden Gummielemente laut durch den kleinen Ort, der so plötzlich aus seiner Nachtruhe gerissen wurde. Übertönt wurde der Kettenlärm nur noch vom Donnern der großvolumigen Panzermotoren.

Überall wurden die Fenster aufgerissen, Menschen zeigten sich, viele noch in Schlafanzügen, und starrten erschrocken auf die Straße. Und dann erschien in einem Fenster sogar ein Gewehr, gehalten von einem Greis, der 90 Jahre oder älter sein mochte.

»Nicht schießen!« rief Stewart in seinem besten Englisch mit dem leichten Oxford-Akzent. »Wir sind Freunde!«

»Hölle! Ihr seid Deutsche!« Der alte Mann hatte das Balkenkreuz vorne auf Stewarts Halbkettenfahrzeug gesehen. Außerdem prangte es unübersehbar an den Seiten der Panzertürme. »Bloody Krauts!« brüllte er und drückte ab. Das alte Enfield-Gewehr – offenbar ein Erinnerungsstück aus dem Krieg und lange nicht mehr gewartet – explodierte in seinen Händen. Schreiend verschwand der Alte vom Fenster.

»Geben Sie Befehl, dem Mann zu helfen!« brüllte Stewart

dem Funker unter ihm im gepanzerten Aufbau zu. »Die Infanterie soll absitzen und die Häuser sichern! Ich möchte keine weiteren Überraschungen wie diese erleben!«

Augenblicke später öffneten sich die Heckklappen der Schützenpanzer, die in der Kolonne mitgerollt waren, und Thule-Soldaten sprangen heraus.

Türen, die verschlossen waren und nicht freiwillig geöffnet wurden, wurden eingetreten. Innerhalb von 90 Sekunden war der gesamte Ort in deutscher Hand. Sanitäter brachten den alten Mann auf einer Bahre aus seinem Haus. Offenbar hatte er außer ein paar Kratzern und einem gehörigen Schrecken nichts abbekommen, denn er schimpfte schon wieder wie ein Rohrspatz auf die »horrible huns«*. Die Eroberung Beckermets war jedenfalls ohne Verluste abgelaufen – auf beiden Seiten. Die wenigen Tropfen Blut, die der zeternde Alte vergossen hatte, waren hinnehmbar.

*

Generalmajor Geyer hatte den Gorgern nicht geglaubt, als sie gemeldet hatten, daß das Werk Sellafield menschenleer sei. Seine Panzer gruppierten sich noch am Strand, die schweren Einheiten fuhren in einer Zangenbewegung rechts und links um den Damm herum, der die Atomanlage zum Land hin umgab. Vom Strand aus konnte man einfach so in sie hineinspazieren.

Während das Schnellboot mit der Sondertruppe schon wieder halbwegs zurück zur »Hindenburg« war, legte gerade das letzte gepanzerte Luftkissenfahrzeug wieder vom Strand ab. Geyers Truppe war vollzählig und ohne Verluste am Einsatzort gelandet. Keine Spur von den AIn oder ihren Lakaien.

Aber auch keine Spur von den Arbeitern der Atomaufbereitungsanlage oder gar Wachpersonal. Geyers innere Unruhe wurde immer stärker. Er befahl Major Burton zu sich. Der Eng-

---

* »Schreckliche Hunnen«, ein weiterer britischer »Kosename« für Deutsche

länder war im nicht weit entfernten Grasmere geboren worden und kannte sich hier aus. Er gehörte zu den Männern, die Geyer persönlich für Thule rekrutiert hatte. Fünf Jahre war das nun her in seinem Fall.

Burton befehligte die Panzergrenadiere dieses Teils der Division. »Major, nehmen Sie sich so viele Männer, wie Sie es für nötig halten, und machen Sie einen Erkundungsvorstoß in die Anlage. Aber seien Sie vorsichtig, und gehen Sie kein Risiko ein. Ich traue dem Braten nicht!«

»Jawoll!« Burton salutierte äußerst zackig, wie es seine Art war. Wenig später rückte er mit 30 Soldaten gegen das Werk vor. Geyer gruppierte seine Panzer so, daß sie den Grenadieren notfalls Feuerschutz geben konnten. Er hoffte allerdings bei Gott, daß das nicht nötig wurde. Schweres Artilleriefeuer auf eine Atomanlage war nicht das, was er sich unter einer sauberen militärischen Operation vorstellte.

Zehn Minuten später meldete sich Burton über den digitalen Sprechfunk: »Sellafield ist völlig menschenleer, Herr Generalmajor! Und ich will verdammt sein, aber wir können keine Spur der besonderen Anlagen entdecken, die Stabschef Gilmore beschrieben hat. Mit Verlaub… der Mistkerl hat uns gelinkt! Hier gibt es keine AIn-Lakaien, die Europa verseuchen wollen. So wie's aussieht, gibt es hier nur eines: eine Falle für uns!«

Hey ho, let's go
They're forming in a straight line
They're going through a tight wind
The kids are losing their minds
The Blitzkrieg Bop

(Ramones – Tommy Ramone)

10. Hard Knott Pass

Der Schlag durchlief das gesamte Schiff und war auch noch in der Kommandozentrale am Bug deutlich zu spüren.

»Torpedotreffer!« brüllte ein Leutnant nervös.

»Schadensmeldungen!« verlangte von Schirlitz.

Die vollautomatische Schadenserfassung wurde aktiv. Meßfühler überall im Schiff erfaßten zahlreiche Daten und leiteten sie an den Zentralrechner, der nur Sekundenbruchteile brauchte, um die schier unübersehbare Informationsmenge zu einem detaillierten Bild der Lage zusammenzustellen.

Ein Major meldete seinem Kommandanten das Ergebnis: »Wir haben einen Treffer fast in Schiffsmitte erhalten. Aber er war nicht stark genug, um unsere Panzerung auch nur zu verbeulen, mehr als ein paar Kratzer an der Rostschutzfarbe haben wir nicht eingesteckt. Fünf Meter Massivpanzer aus Wotanstahl sind eben mehr, als sich die Bürokraten in aller Welt überhaupt vorstellen können!«

»Nichts anderes habe ich erwartet«, knurrte von Schirlitz grimmig. »Aber ich nehme es keinesfalls hin, daß jemand auf

mein Schiff schießt. Auch wenn es nur ein Kratzer im Lack ist – so etwas ist inakzeptabel!« Er stellte eigenhändig eine Verbindung zur FuM-Abteilung* her: »Von Schirlitz hier! Messen Sie aktiv den gesamten erfaßbaren Raum durch. Setzen Sie alles ein, was Ihnen zur Verfügung steht! Die Tarnvorschriften sind hiermit aufgehoben!«

Wie es sich gehörte, rief der Oberst, der die Funkaufklärer befehligte, umgehend zurück und ließ sich den außergewöhnlichen Befehl bestätigen.

Kaum war der Offizier aus der Leitung, ließ sich der General eine Magnetverbindung mit dem Kommandanten der U-Boot-Jagdgruppe, die die »Hindenburg« ebenso weiträumig wie unauffällig absicherte, herstellen. Diese besondere Form der Kommunikation nutzte die Unterwassermagnetfelder, war digital zerhackt und absolut abhörsicher.

Generalleutnant zur See Prien meldete sich sofort. Es war eine Eigenart der Thule-Truppen, daß sie die unterschiedlichen Rangstufen bei den verschiedenen Truppenteilen abgeschafft und durch einheitliche Dienstränge ersetzt hatten. Angehörige der Marine und der Luftwaffe wurden nur durch die Zusätze »zur See« beziehungsweise »der Luftstreitkräfte« gekennzeichnet.

»Prien, wir haben gerade einen Torpedotreffer einstecken müssen!« blaffte von Schirlitz. »Ich ging bisher davon aus, daß Sie und Ihre Gruppe das Seegebiet gesichert hätten, bevor wir eingefahren sind!«

»Genau das haben wir, mein General! Wir haben 24 Stunden vor Eintreffen der ›Hindenburg‹ das gesamte Gebiet nach den Standardplänen durchkämmt, wie es uns befohlen wurde. Wenn Sie es wünschen, kann ich Ihnen gerne die Dokumentation des Einsatzes übermitteln!« Prien klang verdammt angefressen. Daß jemand an seiner Arbeit zweifelte, behagte ihm ganz und gar nicht.

Von Schirlitz sah sein, daß er zu weit gegangen war. »Ich

---

* Funkmeßabteilung: elektronische Aufklärung (»Radar« etc.)

wollte Sie nicht kritisieren, Generalleutnant! Aber wir haben nun mal einen Treffer kassiert und…«

Der zweite dumpfe Schlag! Wieder durchlief ein Zittern den massiven Schiffskörper. Und wieder waren keinerlei Schäden zu verzeichnen.

»Verflucht, da schießt noch immer jemand aus dem Hinterhalt! Das muß aufhören! Prien, finden Sie den Heckenschützen! Um jeden Preis!« Von Schirlitz unterbrach die Verbindung und gab Befehl, sämtliche Flugzeuge an Bord in die Luft zu bringen.

Hauptmann Brüne, sein Adjutant, sah ihn fragend an. »Alle auf einmal? Wozu? Die Torpedos können uns doch nichts anhaben, wie es sich nun auch in der Realität bewiesen hat!«

»Konventionelle nicht, aber ich befürchte den Einsatz von atomar bestückten Waffen, Hauptmann! Wenn das geschieht, müssen wenigstens die Flieger in der Luft sein, um unsere Verluste so gering wie möglich zu halten!«

Brüne wurde blaß um die Nase. »Atomwaffen? Halten Sie das wirklich für möglich?«

»Ich halte es jedenfalls nicht für ausgeschlossen! Panzerluken vor den Brückenfenstern schließen! Wir gehen nicht das geringste Risiko ein!«

Als sich die massiven Panzerplatten in die fünf Meter tief eingelassenen Fensterrahmen schoben, sah von Schirlitz gerade noch, wie ein überschwerer Bomber des Typs Ar 666 P abhob. Die großen Maschinen konnten eine Startbahn nur einzeln benutzen, während Jäger und Jabos rottenweise starteten. Das geschah alle fünf Sekunden, und doch würde es rund eine halbe Stunde dauern, alle Maschinen an Bord in die Luft zu bringen.

»Herr General, Meldung von Prien! Die haben was!« Das war Hauptmann Brüne.

»Stellen Sie durch!« Schon erschien das Gesicht des U-Boot-Kommandanten auf dem kleinen Flachbildschirm in von Schirlitz' Kommando- und Kontrollpult.

»Wir haben ein schwaches Echo. Eigentlich kaum wahrnehmbar, nicht einmal für unsere fortgeschrittene Suchtechnik. Aber da wir jetzt wissen, wo wir hinschauen müssen, können sie uns nicht mehr entkommen!«

»›Sie‹? Sprechen Sie nicht in Rätseln! Was zum Henker haben Sie gefunden, Prien?«

»Verzeihung, Herr General. Da liegen vier Boote auf Grund, die offenbar schon hier auf uns warteten, als wir gestern das Gebiet durchkämmten. Sie haben einfach toter Mann gespielt und sind uns durch die Lappen gegangen!«

»Wie konnte eine derartige Nachlässigkeit geschehen, Generalleutnant?«

»Ich fürchte, wir haben es mit Landsleuten zu tun. Nach den neusten Meßergebnissen deutet alles auf die Klasse 212 A der Bundesmarine hin. Das müssen die Boote U 31 bis 34 sein – die modernsten Unterwasserfahrzeuge der Welt, von unseren einmal abgesehen. Wenn die ›toter Mann‹ spielen, können selbst wir sie kaum entdecken.«

»Bewaffnung?«

»Sorgen machen uns die ›Seehecht‹-Schwergewichtstorpedos. Die Reichweite beträgt 50 Kilometer, sie verfügen über passive und aktive Mehrfrequenz-Schallsuchsysteme und außerdem über ein Glasfaserkabel, durch das eine Fernsteuerung vom U-Boot aus mittels Lichtimpulsen möglich ist.«

»Über die gesamten 50 Kilometer?«

»Leider ja. Und im Gegensatz zu Kupferkabeln können wir die Lichtleiter mit unserer Magnettechnik nicht stören.«

»Warten Sie einen Augenblick!« Von Schirlitz wandte sich von seinem Kontrollpult ab und stellte eine Verbindung zur Funkzentrale her: »Rufen Sie Mons auf offener Leitung und unverschlüsselt! Sagen Sie dem ACO,* daß hier irgend etwas völlig aus dem Ruder läuft. Unser Einsatz ist mit denen abgesprochen – die sollen ihre U-Boote auf der Stelle zurückrufen!«

»Zu Befehl!«

Er wandte sich wieder dem Bildschirm zu, auf dem Prien wartete, doch diesmal war es der U-Boot-Kommandant, der ihm das Wort abschnitt: »Da geschieht etwas… Salvenfeuer! Die

---

* Allied Command Operations – oberste Befehlsebene der NATO in Europa im belgischen Mons

deutschen Boote haben einen ganzen Torpedoschwarm abgefeuert! Elf… nein, zwölf!«

Alarm gellte durch die Gefechtszentrale der »Hindenburg«. Da man jetzt wußte, wo man zu suchen hatte, konnten sich die bundesdeutschen U-Boote und ihre Torpedos nicht länger vor den Aufklärungsanlagen des Flugzeugträgers verbergen.

»Einschlag in weniger als einer Minute!«

»Gegenmaßnahmen! Das volle Programm!« Von Schirlitz' Befehl war überflüssig, denn die Besatzung reagierte vorbildlich, wie in unzähligen Übungen einstudiert. Bisher in der Bordwand hinter Panzerplatten geschützte Werfer fuhren aus und verschossen 24 Torpedoabwehrraketen vom Typ »Rotkäppchen«. Diese bis auf ein kleines Steuerelement am Heck flügellosen Geschosse waren rund vier Meter lang. Ihre Steuerung erfolgte aktiv von der Gefechtszentrale der »Hindenburg« aus, bis ihre Bordgeräte die feindlichen Torpedos entdeckt hatten und dann das Kommando übernahmen. Die Raketen jagten überschallschnell über das Wasser. Sobald sie eintauchen wollten, projizierte ein starker, nur für einen einzigen »Schuß« ausgelegter BüLi-Werfer einen extrem starken Bündellichtstrahl auf die Wasseroberfläche, die augenblicklich zu kochen begann.

In dieses Blasenfeld tauchten die Raketen ein und schossen dann unter Wasser als sogenannte »Kavitationstorpedos« weiter. Dabei machten sie sich das Phänomen zunutze, nach dem der hohe Druck schneller Körper das umgebende Wasser augenblicklich verdampfen ließ. Diese Gasblase setzte der Rakete sogar noch weniger Widerstand entgegen als die Gase der Atmosphäre. Auch Amerikaner, Russen, Deutsche und sogar Iraner hatten Kavitationstorpedos entwickelt, doch im Vergleich mit der überschallschnellen »Rotkäppchen«-Waffe des Reiches Thule waren sie langsam und primitiv. Vor allem die Steuerungssysteme machten den großen Unterschied aus.

Natürlich hatten die bundesdeutschen U-Boot-Kommandanten den Raketenabschuß bemerkt und ließen die Torpedos auseinanderlaufen, um sie vor der Vernichtung zu bewahren. Doch das nutzte nicht viel, neun der zwölf »Seehechte« wurden vom Rotkäppchen gefressen.

Drei kamen durch. Doch sie trafen die »Hindenburg« an weit auseinanderliegenden Stellen, so daß ihre Ladungen erneut wirkungslos am Panzer verpufften.

*

General zur See Hellmuth von Schirlitz störte seine Funker nur ungern, doch die Ungewißheit nagte an ihm: »Was ist denn da drüben los bei Ihnen? Wie lange dauert denn so eine simple Verbindung nach Mons?«

»Wir wissen es nicht, General«, kam die prompte Antwort. »Die Leitung steht, und alle Systeme arbeiten einwandfrei. Aber Mons antwortet einfach nicht. Die NATO scheint sich taub zu stellen!«

»Versuchen Sie es weiter!« Von Schirlitz unterbrach die Verbindung zu den Funkern und wendete sich erneut Generalleutnant Prien zu, dessen Abbild auf dem Bildschirm die Ungeduld deutlich anzumerken war. »Sie haben freie Hand! Wir werden angegriffen. Auch wenn es Deutsche sind – das können wir nicht hinnehmen!«

»Zu Befehl!« Prien war kein Mann der vielen Worte. Er unterbrach die Verbindung.

Wenig später zeigten die Außenkameras vier Wassersäulen, die aus der Irischen See in den Morgenhimmel stiegen. Von Schirlitz mußte heftig schlucken. Das waren die Boote U 31 bis 34 gewesen. *Deutsche* Boote. Die Magnetfunkbestätigung von Prien kam nur Augenblicke später herein.

»Nehmen Sie es nicht so schwer, General! Wir haben uns nur gewehrt! Und so, wie die Bundeswehr heute aussieht, war nicht einmal mehr jeder zweite Mann an Bord Deutscher«, versuchte Brüne seinen Kommandanten zu trösten.

Unwillig schüttelte von Schirlitz den Kopf. »Sie verstehen es noch immer nicht, Hauptmann! Ich trauere nicht um die Deutschen, sondern um die *Menschen* an Bord der vier U-Boote. Es ist einfach nur widerwärtig, daß wir uns gegenseitig zerfleischen, weil wir uns von *Außerirdischen* dazu aufhetzen lassen! Wenn wir nicht endlich einen Weg finden, die willfährigen La-

kaien der AIn auszuschalten, werden diese Toten nichts sein im Vergleich zu dem Blutbad, das uns erwartet!«

Wie um seine Worte zu bestätigen, traten die vollautomatischen Nahbereichsabwehrkanonen der »Hindenburg« in Aktion. Das wummernde Röhren der Hochleistungswaffen war selbst noch hier im Kommandostand zu hören – angesichts ihrer Feuergeschwindigkeit kein Wunder.

Das Gigantschiff trug insgesamt 84 solcher Waffen, die in leichtgepanzerten Drehtürmen zwischen den Panzerkuppeln der schweren Schienenkanonen sowie an Bug und Heck aufgestellt waren und somit Schutz nach allen Seiten boten.

Die Rotationskanonen vom Typ HF 21 M (das M stand für Marine) wurden in den Gustloff-Werken hergestellt. Wie die Bordgeschütze der Luftwaffe hatten sie acht elektrisch angetriebene rotierende Läufe, von denen stets nur einer schoß. Aber das genügte für eine Kadenz* von 38 000 Schuß pro Minute. Da die Marineversion kein Problem mit dem Gewicht der mitzuführenden Munition hatte, konnte sie das wesentlich durchschlagkräftigere Kaliber 3,8 Zentimeter verwenden. Zusammen mit der auf 4,20 Meter angewachsenen Rohrlänge brachte es das Geschütz so auf eine Kernschußreichweite von 6,2 Kilometer. Da in den gewaltigen Laderäumen der »Hindenburg« Platz ebenfalls kein Problem darstellte, war die Munitionsversorgung der Geschütze fast schon unbeschränkt garantiert, weshalb die Automatik sie bei Gefahr auf Dauerfeuer stellte, bis die Bedrohung ausgeschaltet war.

Ausrichten und Zielen erfolgten ebenfalls vollautomatisch, gesteuert von einer in die Geschützkuppel integrierten FuMO-Anlage,** die ihre Ausgangsinformationen von der großen FuMO-Einrichtung der »Hindenburg« erhielt, nach erstmaliger Zielerfassung aber selbständig arbeitete.

Hohe Kadenz und schweres Kaliber machten die HF 21 M zur

---

* Feuergeschwindigkeit

** Funk-Meß-Ortung, das deutsche Wort für den englischen Begriff »Radar«

idealen Nahbereichsabwehrwaffe gegen schnelle Projektile aller Art. Dicht über der Wasseroberfläche rasten zahlreiche schwere Schiffsabwehrraketen heran, die von der FuMO erst erfaßt werden konnten, als sie über den Horizont gekommen waren. Zwischen Entdeckung und Einschlag blieb kaum mehr als eine Sekunde, doch die Automatik funktionierte wie ein Uhrwerk.

Die letzte Rakete explodierte keine 100 Meter von der Bordwand entfernt, und ihre Splitter prasselten auf Deck. Glücklicherweise richteten sie keine Schäden an den vollgetankten und aufmunitionierten Flugzeugen an.

Ein Waffenwart erlitt eine Schramme am Arm und wurde von seinem Feldwebel unter Deck ins Lazarett geschickt.

Dann hörte man nur noch das Röhren der startenden Kampfflugzeuge. Weitere Angriffe erfolgten nicht.

Noch nicht.

*

In der Kommandozentrale wurde die Lage einhellig beurteilt. »Wir wurden in eine Falle gelockt!« erklärte von Schirlitz und erntete keinen Widerspruch. »Wie müssen hier weg! Fahrt aufnehmen! Wir gehen auf volle Kraft!«

»Was ist mit der Division ›Theoderich‹? Sie wurde gerade erst abgesetzt. Es dürfte eine Weile dauern, bis wir sie wieder vollständig an Bord haben.« Hauptmann Brüne dachte wie immer an das Nächstliegende.

»So lange können wir nicht warten. Wir liegen hier wie auf dem Präsentierteller. Geben Sie mir Geyer!«

»Sofort!« Brüne gab eine halblaute Anweisung an die Funkzentrale durch.

Das Bild des Generalmajors erschien auf von Schirlitz' Schirm – und machte im nächsten Augenblick Störstreifen Platz.

»Funkzentrale, was ist da los?« brüllte der General. »Verbindung sofort wieder herstellen!«

Doch erst einmal geschah – nichts. Mehr als 60 Sekunden vergingen, in denen sich der nach dem früheren Feldmarschall

und Reichspräsidenten benannte Trägerkoloß unendlich langsam in Bewegung setzte. Trotz seiner gewaltigen Maschinenleistung und trotz seines schraubenlosen Magnetfeldantriebs, auf den das Schiff zur Jahrtausendwende umgerüstet worden war, dauerte es extrem lange, bis sich die gewaltige Masse aus Panzerstahl in Bewegung setzte.

Endlich flammte das Bild des Divisionskommandeurs wieder auf. »General, die Funkverbindung zur ›Hindenburg‹ wird ebenso nachhaltig wie effektiv gestört. Ich habe ein Halbkettenfahrzeug ins Wasser geschickt, das eine Magnetantenne absetzt. Unsere Magnetfeldverbindung können die Drecksäcke nicht stören!«

»Geyer, was zum Henker ist da los bei Ihnen?«

»Wir liegen unter schwerem Beschuß, General. Unter diesen Umständen kommen wir hier nur unter ungeheuren Verlusten weg, wenn wir wie geplant vorgehen. Deshalb befürworte ich die Umstellung auf Ausweichplan B. Bringen Sie das Schiff in Sicherheit, von Schirlitz! Wir kommen hier schon weg!«

»Sie können Ihre Lage besser beurteilen als ich, Geyer. Wenn Sie das so sehen, verfahren wir so. Absetzbewegung nach Plan B! Viel Glück, Kameraden!« Mit versteinerter Miene unterbrach von Schirlitz die Verbindung. Plan B war nur für den Notfall entwickelt worden. Niemand hatte damit gerechnet, wirklich nach ihm vorgehen zu müssen. Denn Plan B sah massive Kriegshandlungen vor. Die segensreiche Zeit des Friedens war vorbei für Thule.

*

Der Strand vor der atomaren Aufbereitungsanlage Sellafield lag unter schwerem Beschuß. Ringsum schlugen Granaten ein, vermutlich das bei der NATO übliche Kaliber 15,5 Zentimeter. Offenbar wurde nicht auf Sicht geschossen, denn die Geschosse prasselten ziemlich planlos in den Sand. Es war auffällig, daß keine einzige Granate die Atomanlage traf.

Generalmajor Geyer ging davon aus, daß der Beschuß aus festen Stellungen nach geographischen Koordinaten erfolgte. Er

ließ Funkverbindung zu den Einheiten von Stewart und Braithwaite herstellen. Interessanterweise war das problemlos möglich. Der unbekannte Störsender wirkte also nur auf offener See. In Beckermet und Ravenglass war alles ruhig – bis auf den Geschützdonner, den man dort natürlich ebenfalls hören konnte. Was immer hier auch vor sich ging – der unbekannte Angreifer wollte die Orte wohl um jeden Preis verschonen.

Die Thule-Truppen waren da weniger glücklich: Eines der letzten Landungsboote, das vom Strand abgelegt hatte und nun etwa zwei Kilometer vom Ufer entfernt war, fing sich einen Volltreffer ein. Die 15,5-Zentimeter-Granate durchschlug die Panzerung und explodierte im Inneren des Luftkissentransporters, der augenblicklich zu sinken begann.

Für Heinrich Geyer war die Situation nun klar: Während er und seine Panzer hier unten am Strand im Sichtschutz der kumbrischen Berge lagen, hatten die Angreifer freien Blick auf alles, was in etwa zwei Kilometer vom Strand entfernt war. Er vermutete einen vorgeschobenen getarnten Beobachtungsposten etwa in der Gegend von Santon Bridge.

Die feindliche Artillerie selbst stand, nach der Flugbahn der Granaten zu urteilen, eher in Richtung Eskdale Green, Boot oder Hard Knott Pass. Letzteres hielt er für das Wahrscheinlichste, denn dank der Höhe von fast 400 Meter über dem Meer hatten die Haubitzen von dort oben einen beträchtlichen Reichweitenvorteil.

Über die Magnetverbindung setzte er sich mit der Flugleitzentrale der »Hindenburg« in Verbindung: »Ich gehe davon aus, daß wir es mit einer Artillerieabteilung der Tommys* zu tun haben. Schicken Sie Aufklärer und Jabos. Die Gegend von hier bis Ambleside muß in einer Breite von 100 Kilometern aufgeklärt und vom Feind bereinigt werden! Unser Plan kann nur gelingen, wenn wir nicht mehr unter feindlichem Beschuß liegen!«

Die Antwort war mehr als enttäuschend: »Das wird schwierig,

---

* deutsche Bezeichnung für Engländer, die angeblich alle Tommy mit Vornamen heißen

General! Wir bringen zwar alle unsere Maschinen in die Luft, aber über Funk können wir sie ebensowenig erreichen wie Sie! Wir geben aber den Staffelführern entsprechende Befehle mit und hoffen, daß Sie mit ihnen in Kontakt treten können, sobald sie das Festland erreicht haben!«

*

In Beckermet wurde die morgendliche Ruhe empfindlich gestört, als der erste Flapanzer* vom Typ Rheinbote in Aktion trat. Auf dem Fahrgestell eines Tiger II n befand sich ein fester, nicht drehbarer gepanzerter Aufbau mit einem FuMO Memellicht V und insgesamt zehn Luftabwehrraketen des Typs Enzian E-9 in zwei vollautomatischen Werfern. Auf jeder Seite führte der Panzer fünf dieser tödlichen Geschosse mit, die von einem druckölbetriebenen Werfer vollautomatisch aus der Panzerung gehoben und abgefeuert wurden. Bedingt durch die Größe der Geschosse war ein Abschuß nur in Fahrtrichtung des Panzers möglich.

Generalmajor Stewart kam nicht mehr dazu, nachzufragen, was da los sei, da nun auch die ebenfalls außerhalb der kleinen Ortschaft aufgestellten Flakpanzer** Südwind feuerten. Diese Modelle basierten auf dem kleineren Panther III n. In einer vollautomatisch gesteuerten drehbaren Panzerkuppel war eine Rotationskanone Gustloff HF 21 montiert. Im Gegensatz zur Marineausführung hatte sie einen kürzeren Lauf und das kleine Kaliber von 2 Zentimeter, was ihre Kernschußreichweite auf 3,8 Kilometer begrenzte. Aber für die Gefechtsfeldabwehr von Tieffliegern war dieses Geschütz mehr als ausreichend.

Gesteuert wurde die Kanone vom auf der Panzerkuppel montierten FuMO Mosellicht IV. Der Munitionsvorrat von 100 000 Schuß füllte fast den gesamten verfügbaren Innenraum des Pan-

---

* Flugabwehrpanzer

** Flugabwehrkanonenpanzer

zers aus, gab ihm aber ausreichend Feuerkraft auch für längere Einsätze. Die Kommandanten ließen ihre Maschinen natürlich sofort anrollen, denn bewegliche Ziele waren schwerer zu treffen. Das merkten die Piloten der britischen Tornados, die von Norden her fast mit Schallgeschwindigkeit in nur 30 Meter Höhe heranjagten. Eine Maschine wurde fast am Horizont von einer Enzian-Rakete getroffen und grub sich ungebremst in den weichen Boden der Küstenebene.

Die anderen flogen in einen dichten Vorhang aus massiven Wolframgeschossen, die zwar nicht explodierten, aber durch ihre große Wucht bei jedem Treffer nicht nur schlimme Löcher in die Flugzeuge rissen, sondern auch für eine ungeheure Hitzeentwicklung sorgten, die Treibstoffleitungen, Tanks und Bordmunition explodieren ließen.

Die eigentlichen Kampfpanzer selbst konnten gegen diesen Angriff nichts ausrichten außer sich in Bewegung zu setzen und ein schlechtes Ziel zu bieten. Doch das genügte.

Die Angreifer konnten zwar noch einige Panzerabwehrraketen abfeuern, doch auch die wurden von den FuMO-Anlagen der Südwinds erfaßt und von den Kanonen zerschlagen. Nun rächte es sich bitter, daß in Europa die Steuermittel lieber für Sozialprogramme verfrühstückt anstatt in eine moderne Rüstung investiert worden waren: Die fast 40 Jahre alten Tornados konnten gegen die hochmodernen Waffensysteme des Reiches Thule nichts ausrichten. Soldaten mit derart alten Waffensystem in den Kampf zu schicken, war nach Stewarts Ansicht ein Verbrechen. Diese Maschinen waren älter, als es der berühmte Fokker-Dreidecker im Zweiten Weltkrieg gewesen wäre. Mit der Maschine des Roten Barons hätte Erich Hartmann* wohl keinen einzigen Abschuß erzielt, sondern seinen ersten Feindflug nicht überlebt.

---

* Erich Hartmann (1922 - 93): deutscher Jagdflieger, Ritterkreuzträger (Schwerter mit Eichenlaub), mit 352 bestätigten Abschüssen erfolgreichster Jagdflieger der Welt. Seinen letzten Abschuß erzielte er noch am 8. Mai 1945, nur wenige Stunden vor Inkrafttreten der Kapitulation.

Eine Tornado nahm einen der schweren Tiger unter Beschuß. Dem Piloten gelang ein Treffer im Fahrwerk, die linke Kette riß, der Panzer kam ruckartig zum Stehen. Doch selbst diesen kleinen Erfolg mußte der wagemutige Flieger teuer bezahlen. Eine Zweizentimetergarbe sägte durch die Kanzel. Ob der Pilot oder sein Waffensystemoffizier getroffen wurde, ließ sich nicht mehr feststellen. In dieser geringen Höhe und bei diesem Tempo ließ sich kein einziger Fehler korrigieren. Die Tornado schlug wie eine gigantische Granate mitten in Beckermet ein und explodierte.

Augenblicklich standen zahlreiche Häuser in Flammen, brennende Zivilisten liefen schreiend ins Freie. Einer von ihnen fand ein ebenso rasches wie gnädiges Ende unter den Ketten eines Panthers.

Die Panzer wichen dem Flammenmeer natürlich aus. Obwohl einige von ihnen mitten darin gewesen waren, hatte keiner einen Schaden davongetragen.

Generalmajor Stewart taten die Menschen leid. Doch er konnte ihr Schicksal nicht ändern. Die gesamte Operation hier erfolgte in Absprache mit der britischen Regierung. Aber die stand offenbar stärker unter dem Einfluß der AIn-Lakaien als bisher vermutet – denn so, wie es nun aussah, war dieser Einsatz von Anfang an nichts weiter als der Speck in einer gigantischen Mausefalle gewesen.

Ein grimmiges Lächeln umspielte Stewarts Mundwinkel. Es mochte sein, daß dieser Einsatz als Mausefalle gedacht gewesen war – doch die Panzerdivision »Theoderich« war alles andere als eine wehrlose kleine Maus.

Einer der Kradaufklärer meldete sich über abhörsichere Kabelleitung. Die Kabel wurden in der Packtasche des schnellen Geländemotorrads mitgeführt und kontinuierlich abgerollt.

»Massive Truppenbewegungen südlich von Whitehaven! Da rollt eine große Panzerarmee auf uns zu!«

»Verstanden! Die Kradaufklärer sollen sich zurückziehen! Ab jetzt ist der schwere Degen gefragt, nicht mehr das Florett!«

Der einzige Schutz der Motorradaufklärer war ihr Tempo und ihre Beweglichkeit. Bei der nun bevorstehenden Panzerschlacht

wären sie in höchster Lebensgefahr gewesen. Deswegen würden sie samt ihren Maschinen zurückkehren und Geborgenheit im Bauch der Schützenpanzer finden.

Zum Verband von Generalmajor Geyer gab es keine Kabel-, sondern nur eine (theoretisch) abhörsichere Digitalfunkverbindung. Auf jeden Fall funktionierte sie noch. Stewart meldete die feindliche Panzerkonzentration und das bevorstehende Gefecht. Doch der Divisionskommandeur enttäuschte seine Erwartungen: »Solange es möglich ist, versuchen wir jede Kampfhandlung zu vermeiden. Ziehen Sie sich nach Calder Bridge zurück und bauen Sie von dort entlang der Landstraße eine Verteidigungslinie bis zum Strand auf. Wir operieren so defensiv wie eben nur möglich!«

»Aber einer meiner Tiger hat einen Kettenschaden! Den bekommen wir nicht so schnell hier weg!«

»Zerstören Sie ihn! Schade um das schöne Stück, aber es geht nicht anders!«

»Zu Befehl!« Gordon Stewart wäre anders vorgegangen. Doch es kam ihm nicht in den Sinn, Geyers Anordnung zu hinterfragen. In einer Schlacht konnte immer nur ein Mann die letzten Entscheidungen treffen.

Das war Stewart bewußt gewesen, als er sich dazu bereiterklärt hatte, bei diesem Einsatz unter dem Kommando eines gleichrangigen Offiziers zu dienen. Er schluckte seine Enttäuschung herunter und gab die notwendigen Anordnungen für die Absetzoperation. Befehl war nun einmal Befehl.

*

Über der Irischen See und dem angrenzenden Lake District tobte die größte Luftschlacht Europas seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Die NATO hatte wohl alles zusammengezogen, dessen sie habhaft werden konnte, um die »Hindenburg« auszuschalten. Selbst einige museumsreife Phantom der Bundeswehr nahmen an dem Einsatz teil. Sie wurden die ersten Opfer der Me 1090. Diese wendigen Kurzstreckenjäger waren ihren Gegnern vor allem an Beweglichkeit haushoch überlegen und konn-

ten selbst ultraschnellen Luft-Luft-Raketen noch unmittelbar vor dem Einschlag ausweichen. Die Geschosse rasten dann vorbei und hatten ihren Treibstoff meist verbrannt, bevor sie den weiten Bogen für einen zweiten Zielanflug bewältigt hatten.

Die einzig ernst zu nehmenden Gegner waren die modernen Eurofighter, doch auch diese Maschinen gingen schon auf fast 30 Jahre alte Entwürfe zurück. Zwar ermöglichte ihre elektronische Ausrüstung die gleichzeitige Attacke auf mehrere Gegner, doch die Bordsysteme der großen Arados konnten die meisten Angriffsversuche empfindlich stören, so daß nur wenige Raketen ins Ziel kamen – und dann von den Libellen ausmanövriert wurden. Bisher hatte die Thule-Luftwaffe erst einen Abschuß zu beklagen, der Pilot war mit dem Schleudersitz ausgestiegen und unbehelligt am Ortsrand von Ravenglass gelandet.

In einem Verzweiflungsmanöver flogen die Eurofighter eine konzentrierte Attacke auf die hoch über dem Kampfgeschehen kreisenden Jägerträger, die nicht nur ihre Elektronik derart stark störten, sondern die auch noch leergeschossene Messerschmitts in aller Seelenruhe auftankten und -munitionierten.

Eine konzentrierte Raketensalve schoß zu den in rund 20 Kilometer Höhe kreisenden Arados hinauf. Gleichzeitig stiegen die NATO-Piloten unter Einsatz der Nachbrenner auf, um die Großflugzeuge mit den Bordkanonen unter Feuer zu nehmen.

Für dieses Manöver aber mußten sie auf jede Abwehrmaßnahme gegen die reichsdeutschen Jäger verzichten, die sich diese Einladung zum Angriff nicht zweimal geben ließen.

Weil die elektronischen Abwehrmaßnahmen der Arados um so stärker wirkten, je näher ihnen die feindlichen Raketen kamen, gerieten immer mehr der Geschosse von der Bahn ab. Natürlich warfen die Arados auch Düppel und Hitzetäuschkörper*, um die gegnerischen Zielsuchköpfe weiter zu verwirren.

---

* Düppel: beschichtete Stanniolstreifen zur Verwirrung von Feindradar
Hitzetäuschkörper: extrem heiße Magnesiumfackeln zur Täuschung feindlicher Wärmesuchköpfe

Die wenigen Raketen, die durchkamen, wurden Opfer der beiden Kanonen des Typs HF 21, die in zwei vollautomatischen Drehtürmen an Ober- und Unterseite der Maschinen dicht vor dem Heck untergebracht waren. Die Arado-Piloten gaben vollen Schub auf die je zehn TL-Geräte vom Typ Jumo 1012, die auch in dieser Höhe noch genügend Vortrieb erzeugten, um die Nasen der schweren Nurflügler in den Himmel zu heben. So lagen die anfliegenden Feindraketen im Schußfeld beider Geschütztürme und wurden leichte Beute der Massivkerngeschosse.

Gleichzeitig jagten die Flugzeugführer der Libellen ihre Luft-Luft-Raketen vom Typ Max X los. Die Geräuschsuchköpfe waren durch einfaches Antippen eines entsprechenden Bildschirmsymbols in der Pilotenkanzel auf das charakteristische Pfeifen der EJ-200-Triebwerke programmiert worden und fanden fast alle ins Ziel, wenn sie nahe genug an die Eurofighter herangetragen worden waren.

Den Rest besorgten die Bordkanonen der Me 1090, die sich gnadenlos an die steigenden NATO-Jäger hängten und sie durchsiebten, sobald sie auf weniger als vier Kilometer herangekommen waren.

Bald sah man zahlreiche brennende Wracks vom Himmel stürzen – und zum Glück auch eine ganze Reihe geöffneter Fallschirme. Die Thule-Piloten hofften noch immer, daß diese Luftschlacht nichts als ein großes Versehen war und der umfassende Krieg mit den NATO-Staaten ausbleiben würde.

*

Mike »Draufgänger« McBain folgte seinem Staffelkapitän über die Irische See. Die Heinkels jagten dicht über der Wasseroberfläche dahin, da sie auf Sicht flogen. Schon von weitem sah man die Granateinschläge rings um Sellafield. Über dem Land bekamen die Piloten endlich wieder Funkverbindung, wenn auch nur zu Generalmajor Geyers Stab.

Ein Hauptmann leitete gerade die über Magnetverbindung von der »Hindenburg« eingegangenen Befehle weiter: Nachdem die Jäger die Lufthoheit über Land und Meer endgültig hergestellt

hatten, bekamen sie und die Bomber die Anordnung, zum Flugzeugträger zurückzukehren. Das hatte staffelweise und nach Sichtflugregeln zu geschehen, da über dem Meer noch immer der gesamte Funkverkehr gestört war. Nur die 80 Maschinen der zehn Jägerträger sollten weiter über dem Kampfgebiet Patrouille fliegen für den Fall, daß die NATO einen zweiten Angriff starten würde.

Die Jagdbomber hingegen sollten bewaffnete Aufklärung über den Hard Knott Pass bis hin zur Linie Grasmere-Ambleside-Windermere fliegen, Ausschau nach feindlichen Feuerstellungen halten und diese nach Möglichkeit ausschalten.

Hartmann folgte der Landstraße, die von Ravenglass ins Landesinnere zu der Paßhöhe führte, und die anderen Maschinen folgten Hartmann. Ein rascher Blick nach unten zeigte zahlreiche Panzer und Geschützstellungen beiderseits der schmalen Straße. Es schien fast, als hätten sich einige Panzer in den sumpfigen Bergwiesen festgefahren.

Auf Hartmanns Kommando warf die Staffel Bomben ab, doch ohne Feuerleitung vom Boden aus war der Erfolg eher gering, die Heinkels auch viel zu schnell.

Mike erwischte mit der Bordkanone einen Panzer, der auf der einspurigen Straße versuchte, seine Stellung zu erreichen. Es blieb bei dem Versuch, doch der Staffelführer war alles andere als erfreut über McBains Eigenmächtigkeit: »Tolle Leistung! Und was machen unsere Jungs, wenn der Tommy mit seinem Wrack die einzige Straße weit und breit blockiert? Beten Sie lieber darum, daß die ihre Bergepanzer nicht im Depot gelassen haben!«

Doch die Jagdbomberpiloten hatten ganz andere Sorgen, denn auch die NATO-Panzer verfügten über Raketenwerfer und Flakgeschütze. Mit voll aufgedrehten Nachbrennern verschwanden die 16 He 1098 über der Paßhöhe, um im Tal Deckung zu suchen.

Sie gerieten vom Regen in die Traufe, denn eine schier endlose Kolonne von Panzerfahrzeugen ergoß sich über den Wrynose Pass ins Tal und quälte sich die mehr als 30prozentige Steigung zum Hard Knott hinauf.

»Feuer frei für Bordkanonen!« Die Feindpanzer wurden von den Tieffliegern eiskalt erwischt, denn sie befanden sich auf Marschfahrt und hatten mit diesem Angriff nicht gerechnet.

Die Massivkerngeschosse aus den HF 21 richteten ein mittleres Chaos unter den überraschten Panzerverbänden an. Überall kam es zu Explosionen, fetter schwarzer Qualm stieg in die feuchtkalte Herbstluft.

Über dem See von Windermere nahm die Staffel Schub weg, fuhr Luftbremsen und Klappen aus und flog eine Kehre um etwa 290 Grad, die sie direkt zum Hard Knott Pass zurückführte, diesmal in seitlichem Anflug von Süden und deutlich langsamer, um Bomben und Raketen gezielter einsetzen zu können.

»Draufgänger an Staffelführer – die Panzer, die wir gerade abgeschossen haben – blockieren die keine Straße?«

»Keine, die uns interessiert!« Hartmann klang ein ganz klein wenig genervt. »Die Panzerdivision will nur bis zur Paßhöhe vorrücken, weiter nicht. Und jetzt Ruhe im Funk! Wir müssen so viele Panzer und Geschütze ausschalten wie möglich!«

Da die Engländer nun vorgewarnt waren und die Heinkels gleichzeitig deutlich langsamer flogen, war das wütende Abwehrfeuer diesmal wesentlich präziser. Es grenzte fast an ein Wunder, daß nur eine Maschine aus der Staffel einen Treffer kassierte und mit brennenden TL-Geräten aus der Formation ausscherte. Der Pilot zog den Jabo hoch und nach links. Als er über Eskdale Green hinweg war, betätigte er den Schleudersitz. Das Flugzeug bohrte sich ungespitzt in den Boden und explodierte, während ein günstiger Wind den Mann am Fallschirm Richtung Holmrook trieb, wo er von Geyers Panzerspitzen aufgelesen wurde.

Hartmann gab die genauen Standorte der NATO-Artillerie an Geyers Stab weiter. Die Panzerleute informierten die Piloten darüber, daß die Marschbefehl zurück zur »Hindenburg« bekommen hätten.

Mike behielt die Maschine seines Staffelführers genau im Auge, als sie wieder in das Funkloch über der Irischen See flogen.

Er wollte keinen zweiten Rüffel riskieren. Und ganz egal, was Hartmann sagte: Mike war stolz auf seinen ersten direkten Panzerabschuß.

*

Die gegnerischen Flugzeuge hatten den Himmel über diesem Teil Englands geräumt, aber das bedeutete noch nicht, daß die Gefahr vorüber war, denn immer noch schlugen die 15,5-Zentimeter-Granaten am Strand ein. Und die Einschläge kamen jetzt näher, offenbar hatten die Engländer (oder die NATO, ganz sicher war sich Geyer noch immer nicht) jetzt vorgeschobene Artilleriebeobachter an den Hängen der kumbrischen Berge in Stellung gebracht.

Um die Division sicher evakuieren zu können, mußten die feindlichen Geschütze auf der Paßhöhe ausgeschaltet werden. Zuerst brachte der Generalmajor die 20 eigenen Panzerhaubitzen seiner Formation in Stellung, die bisher wie alle Panzerfahrzeuge ununterbrochen in Bewegung geblieben waren, um dem Feind kein Ziel zu bieten.

Die PhB XVI 2g war auf einem Tiger-Fahrgestell aufgebaut, vollgepanzert und hatte als Hauptwaffe ein 28-Zentimeter-Glattrohrgeschütz vom Kaliber 54,5, das endphasengelenkte Projektile auf eine maximale Entfernung von 563 Hm* verschießen konnte. Jede der Haubitzen führte einen Munitionsvorrat von 52 Schuß mit. Mehr Platz war einfach nicht vorhanden für die riesigen Geschosse, von denen jedes einzelne 270 Kilo wog. Das Gewicht der Munition und vor allem des riesigen Geschützes, das eine direkte Weiterentwicklung der Schlachtschiffskanonen der alten »Scharnhorst«-Klasse darstellte, sorgte dafür, daß die PhB XVI mit 148 Tonnen Gesamtgewicht eher langsam und behäbig war.

Geyer ließ die Geschütze auf den Platz östlich der großen Halle von Sellafield fahren. Hier standen sie im Schatten der

---

* 56,3 Kilometer

gewaltigen Kühltürme mitten in der geräumten Anlage, deren Beschuß die Briten so peinlich genau vermieden. Kaum waren sie zum Stillstand gekommen, hoben sich die mächtigen Rohre in die Luft und brüllten los. Da das Zielgbiet rings um die Paßhöhe weniger als 25 Kilometer entfernt lag, hätten die Geschützführer auch eine wesentlich flachere Geschoßbahn wählen können.

Aber sie hatten sich für Steilfeuer entschieden, weil die integrierten Kameras der endphasengelenkten Granaten so nicht nur einen besseren Überblick über das Gelände vermittelten, sondern weil der Richtschütze auch einen Augenblick mehr zur Verfügung hatte, um ein lohnendes Ziel auszumachen und den Schuß mitten hinein zu lenken.

Nach der zweiten Salve ließ das feindliche Feuer deutlich nach, und Geyer befahl den Abzug seiner Panzer über den Strand Richtung Seascale. Die Deckung für die Haubitzen würde Stewarts Gruppe übernehmen, die soeben Calder Bridge erreicht und außerdem eine Vorausabteilung über die Diagonalverbindung von der A 595 nach Sellafield geführt hatte.

Das feindliche Feuer wanderte mit Geyers Panzern, blieb aber wirkungslos. Jetzt rächte es sich, daß man den westlichen Regierungen zu sehr getraut und nur eine Panzerdivision mitgenommen hatte, weil man eben nicht mit nennenswerter Gegenwehr gerechnet hatte. Die Jagdbomber waren die falsche Waffe gegen eingegrabene Panzer. Jetzt hätte man Kampfhubschrauber gebraucht – doch die waren weit weg in Thule.

Kaum war der Strand vor der Atomanlage frei, fiel eine Wolke vom Himmel. Tatsächlich handelte es sich um die künstliche Tarnung eines Stahlzeppelins, wie sich rasch zeigte. SZ 14 »Walter Bordellé« senkte sich auf den Strand. Die Maschine gehörte zu den 22 kleineren »Altmodellen« und Prototypen, die man in Thule entwickelt hatte und die den modernen Stahlzeppelinen vor allem in der Größe deutlich unterlegen waren.

SZ 14 war kaum mehr als 100 Meter lang und hatte auch nicht mehr die typische Zigarrenform eines Luftschiffs. Unten in ihren Rumpf war eine mächtige Aussparung von rund 30 Meter Länge geschnitten worden. Darin hing ein stählernes Gebilde,

das auf den ersten Blick wie eine überdimensionale Schildkröte auf Raupenketten aussah.

Gehalten wurde es mit Magnetverschlüssen, die sich lösten, sobald die mit 1,47 Meter extrem breiten Raupenketten den Strand berührten. Sofort schoß SZ 14 wieder in die Höhe und verschwand in seiner künstlichen Wolkentarnung.

Am Strand aber stand ein Koloß, wie ihn in der westlichen Welt noch keines Menschen Auge gesehen hatte: eine mobile Panzerkommandoeinheit, eine PzKe Maus II S, um genau zu sein.

793 Tonnen Gewicht verteilten sich auf 25,14 Meter Länge, 3,37 Meter Höhe und 9,93 Meter Breite. Der Maus II war kein Kampffahrzeug im eigentlichen Sinne. Er wurde stets im Zentrum einer Panzerdivision eingesetzt und konnte so auf Waffen für die Nahbereichsverteidigung verzichten.

Obwohl diese Geräte eigentlich dazu gedacht waren, mit ihrer komplexen elektronischen Ausrüstung eine Panzerdivision im Einsatz zu leiten, hatten die Konstrukteure angesichts der Möglichkeiten, die ihnen ein solches Fahrzeug bot, nicht darauf verzichtet, eine Schienenkanone SK 20 als Hauptwaffe einzubauen.

Die zu ihrem Betrieb notwendige Energie lieferte der bordeigene Kompakt-Atomreaktor vom Typ Fafnir 1c mit Energiedirektwandler, der 0,9 Megawatt Leistung abgab. Diese Leistung reichte aus, um dem Monstrum eine Höchstgeschwindigkeit von 31 km/h im Gelände zu verleihen. Durch den Atomantrieb war seine Reichweite theoretisch unbegrenzt.

Das Gebilde erinnerte an eine Schildkröte, da die Raupenketten unterhalb der Mehrschicht-Reaktivpanzerung montiert waren. Dieser Panzer hatte über seine gesamte Fläche eine Stärke von 240 Millimeter. Dank Fahrwerkshöhenverstellung konnte der Panzer in schwerem Gelände angehoben werden. Dann wurden die Ketten zwar wieder sichtbar – aber nur in der Theorie, da sie in diesem Fall eben Deckung durch das Gelände selbst erhielten.

Der Maus II hatte in der aktuellen S-Ausführung 14 Mann Besatzung, die überwiegend der Koordination einer Panzergruppe dienten, und konnte bis zu 150 Panzer gleichzeitig leiten.

Durch die umfangreiche elektronische Ausrüstung wurde der Kampfwert eines von einem Maus II geführten Panzers mehr als verdoppelt.

Ursprünglich waren diese Führungspanzer unbewaffnet. Da jedoch die Elektronik trotz laufender Kampfwertsteigerung immer kleiner wurde, stellte Platz kein Problem mehr dar, und so waren mittlerweile SK 20 zur Abwehr erdnaher AIn-Flugscheiben nachgerüstet worden.

Über weitere Strecken transportiert wurden die PzKe von den umgebauten SZ 1 bis 22, die so noch sinnvoll verwendet werden konnten.

Es war Tradition in der Truppe, daß ein Divisionskommandant seiner PzKe einen Namen verlieh. Und so hieß das Führungsfahrzeug der zweiten Panzerdivision »Beißer«. Unter dem Namen prangte das Bild des aufgerissenen, zähnestarrenden Mauls einer blauen Deutschen Dogge, und darunter war noch das Motto zu lesen, unter dem Heinrich Geyer seine Operationen zu gestalten gedachte: »Schnappt zu«.

Der Generalmajor ging mit seinem Stab an Bord des Kolosses. Während die Panzerhaubitzen in der Atomanlage zurückblieben, um dem Feind weiter kräftig einzuheizen, überquerte Geyer mit seinen Kampffahrzeugen den Strand und stieß mit zwei Gruppen über die Landstraßen A 595 und B 5344 nach Holmrook vor. Dort vereinte sich die Gruppe, ließ Ravenglass südlich liegen und nahm die ersten Hügel in Angriff.

Shaky lock and kicky door
Smokey air that I adore
Down in the alley is where I hunt
All is quiet on the eastern front

(Ramones – Dee Dee Ramone)

11. Sankt-Georgs-Kanal

Während die beiden Gruppen von Stewart und Braithwaite ihre Stellungen bei Calder Bridge und Ravenglass gegen über den Strand geführte englische Flankenangriffe hielten – Braithwaites Truppen waren bis an die Mündung des Esk vorgerückt, um den Ort nach Möglichkeit keiner Gefahr auszusetzen –, rückten Geyers 150 Panzer auf breiter Front landeinwärts auf Eskdale Green vor. Unterstützt wurden die Tiger und Panther von Panzergrenadieren in ihren SdKfz. Bei den meisten handelte es sich um Vollketten-Schützenpanzer, die Aufklärer fuhren schnellere Halbkettenfahrzeuge. Da der Standort des Feindes bekannt war, kamen die noch schnelleren, aber extrem verwundbaren Kradspäher nicht zum Einsatz.

Der Generalmajor verlangte eine Verbindung zum Kommandanten der Haubitzen, deren kamerabestückte Lenkgranaten genauere Zielkoordinaten für die Geschütze der Kampfpanzer liefern konnten.

Die Meldung des Funkers war alarmierend: »Ich bekomme keinen Kontakt mehr mit Sellafield. Unser gesamter Funkverkehr wird gestört – diesmal an Land!«

Zwölf Thule-Soldaten saßen im großen Führungsraum des »Beißers«, ein weiterer steuerte das Gefährt, und der letzte Mann war für die Überwachung des Bordreaktors und die Bedienung der Schienenkanone zuständig. Die Monitore zeigten, wie die Panzer ringsum abbremsten, weil die Kommandobefehle von der PzKe ausblieben.

Heinrich Geyer hatte einen ganz bestimmten Verdacht, was die Ursache der Funkstörung anging, und die auf dem neusten Stand der Thule-Technik befindliche Ausstattung seines Maus-Panzers versetzte ihn in die Lage, den Wahrheitsgehalt seiner Vermutung nachzuprüfen.

»Alles konzentriert sich auf die Luftraumüberwachung!« ordnete er an. »Nicht nur FuMO, sondern auch MFRS!* Achten Sie besonders auf Impulse über uns – und zwar bis an die Reichweitengrenze unseres Geschützes!«

Die bestens ausgebildeten Männer an den Geräten brauchten keine 15 Sekunden, um Geyers Verdacht zu bestätigen. »Wir haben eine Flugscheibe in 203 Kilometer Höhe fast senkrecht über uns entdeckt!« meldete Oberleutnant Huberti. »Von ihr gehen starke Störungen des irdischen Magnetfelds aus, was auf eine hochenergetische Zerhackertätigkeit schließen läßt. Wir haben die Quelle der Funkstörungen gefunden!«

»Da wir keine eigenen Flugscheiben hier im Einsatz haben, muß das eine Maschine der AIn sein. Die fühlen sich sicher da oben, weil sie noch keine Ahnung von den Möglichkeiten unserer neuen MFRS-Anlage haben«, verkündete Geyer mit grimmigem Gesicht. »Abschießen!«

Auf dem Dach des Maus-Panzers öffnete sich eine druckölbetätigte Panzerplatte, und der Lauf der Schienenkanone SK 20 hob sich gen Himmel. »Lauf« war eigentlich zuviel gesagt, denn es handelte sich um vier rund 15 Meter lange Metallstangen, die alle 1,50 Meter mit einem außen umlaufenden Ring verbunden waren.

Schienenkanonen verschossen Granaten aller Art mittels elek-

* Magnetfeldresonanzspürer

trischen Stroms, der vom Atomreaktor geliefert und in einem Hertz-Kondensator gespeichert wurde. Die benötigte Energiemenge war gewaltig – weshalb der Betrieb dieser Waffen nur in Verbindung mit einem Atomreaktor überhaupt möglich war – und stieg quadratisch zum Kaliber. Die Verwendung strenggeheimer Hochtemperatur-Supraleiter hatte die benötigte Energiemenge drastisch reduziert und dieses Waffensystem, mit dem auch die Staaten des Westens seit Jahren vergeblich experimentierten, erst praktisch anwendbar gemacht.

Thule baute solche Waffen in den Kalibern 20, 40 und 60 Zentimeter. Je größer das Kaliber, desto niedriger die Kadenz: Eine SK 20 gab maximal zwölf Schuß pro Minute ab, eine SK 60 einen alle 38 Sekunden.

Allen Kalibern gemein waren die weiteren technischen Daten: automatische Munitionszuführung, Mündungsgeschwindigkeit 10,3 km/Sek., maximale Reichweite 1020 km, maximale Schußhöhe 443 km bei senkrechtem Schuß. Verschossen wurden selbststabilsierende Granaten, konventionelle ebenso wie solche mit ABC-Waffen.*

Dreimal knallte es dumpf, unmittelbar gefolgt von einem schrillen, rasch abklingenden Pfeifen. Was dann geschah, war am Boden dank der dichten Wolkenhülle nicht sichtbar.

Die Präsizionsgeräte des Maus-Panzers allerdings zeigten die charakteristischen Folgen der Implosion eines Schwarzlochgenerators der AIn: Schon die erste Granate hatte im Ziel gesessen, die beiden nächsten hatten die Aufgabe vollendet. Die Flugscheibe der Außerirdischen war zerstört worden.

Der Beißer hatte zugeschnappt.

Im nächsten Augenblick gab es keine Funkstörungen mehr: Die Panzergruppen am Strand waren ebenso gut erreichbar wie die Haubitzenstellung in Sellafield, und auch die Verbindung zur »Hindenburg« gelang wieder einwandfrei. Durch den Einsatz hochentwickelter digitaler Verschlüsselungsverfahren fühlte man sich sicher vor feindlichen Abhöroperationen – und der

---

* Atomar, biologisch, chemisch

weitere Verlauf der Ereignisse sollte die Richtigkeit dieser Annahme bestätigen.

Ein speziell ausgebildeter Beobachter an Bord einer der in großer Höhe über dem Schlachtfeld kreisenden Ar 666 übernahm die Koordination der Feuerschläge. Er übermittelte präzise Daten an Geyers Panzerkommandoeinheit, die hier weiterverarbeitet und den einzelnen Richtschützen zugeführt wurden. Die Feuerschläge der deutschen Panzer gegen die englischen Stellungen am Paß kamen immer präziser, und vor allem die schweren Granaten der großkalibrigen Haubitzen erzielten verheerende Wirkungen.

Englische Panzergranaten ihrerseits prallten vom massiven Schutz der Tiger und Panther ab wie Bälle. Die meisten der Challenger 2 waren noch mit der alten gezogenen Zwölfzentimeter-Kanone ausgerüstet. Die hatte zwar eine deutlich höhere Reichweite als modernere Glattrohrkanonen, aber auch eine wesentlich geringere Geschoßgeschwindigkeit und damit nicht ausreichend Durchschlagskraft.

Seit 2004 hatten die britischen Panzer auf die von Rheinmetall produzierte Zwölfzentimeter-Glattrohrkanone der Bundeswehr umgerüstet werden sollen, aber wie fast immer im Europa der Gegenwart hatte auch für dieses wichtige Vorhaben das Geld gefehlt.

Die schwereren Geschosse der britischen Haubitzen hätten den Panzern theoretisch gefährlich werden können, doch anders als die Engländer hatten sich die Deutschen nicht eingegraben, operierten hochbeweglich und boten so für die schweren Geschütze praktisch kein Ziel.

Der langsamere Maus-Kommandopanzer fing sich mehrere Treffer ein, die aber von seiner massiven Panzerung abprallten wie Regentropfen vom Fenster. Der »Beißer« schüttelte sich nicht einmal, wenn er getroffen wurde. Darüberhinaus waren erstaunlich viele der jetzt verschossenen englischen Granaten Blindgänger. Geyer vermutete, daß mangels ausreichender Vorräte überalterte Munition zum Einsatz kam.

Das konnte ihm nur recht sein, denn er wollte die Geschützstellung auf der Paßhöhe so schnell wie möglich ausschalten,

um seine Division gefahrlos evakuieren zu können. In diesem Augenblick meldete Braithwaite Angriffe von Panzerabwehrhubschraubern. Die flogen unmittelbar über dem Grund, nutzten jede Deckung aus und waren daher schwer zu bekämpfen.

Doch der Oberst gab schnell Entwarnung: Die Angreifer verschossen TOW-Raketen*, die in der Bundeswehr nicht umsonst den Spitznamen »Treffer Ohne Wirkung« hatten – sie verkratzten den Lack der Thule-Panzer, nicht mehr.

Geyers Truppe allerdings bekam es mit modernen Gegnern zu tun: Aus den Richtungen Ulpha und Strands nahmen Kampfhubschrauber beide Flanken der Panzerkolonne unter Feuer. Die Piloten verstanden ihr Handwerk, nutzten jede Deckungsmöglichkeit, die ihnen die bergige Landschaft bot, geschickt aus und stellten die Besatzungen der deutschen Luftabwehrpanzer vor eine fast unlösbare Aufgabe.

Und sie setzten HOT-Raketen** ein: Diese deutsch-französische Entwicklung ging zwar schon auf das Jahr 1963 zurück, war aber laufend modernisiert worden. Die neueste Version war mit einer passiven bildverarbeitenden Lenkanlage ausgestattet und somit kaum anfällig gegen natürliche und künstliche Störer.

Die Raketen mit den Hohlladungssprengköpfen erzielten mehrere Treffer. Viel nutzte es nicht: Der Reaktivpanzer des getroffenen Sektors explodierte, wodurch die Brennflamme des Gefechtskopfs quasi »ausgeblasen« wurde. Dadurch entstand kaum mehr als ein Abplatzer im Panzerstahl – ein Schönheitsfehler, der bei der nächsten Überholung ausgebessert würde.

Trotzdem ließ der Generalmajor die Südwinds an die Flanken führen. Sie schossen einige der Hubschrauberraketen ab, aber nicht alle – dafür wurden die in zu großer Nähe und zu tief abgefeuert.

Und dann explodierte der erste Panther mit einem gräßlichen

---

* Tube launched Optically tracked Wire guided missile: rohrgestartete optisch verfolgte drahtgelenkte Rakete

** Haut subsonique Optiquement Téléguidé: hoher Unterschallbereich optisch ferngelenkt

Knall. Der Feind setzte die neuen HOT 3 mit Tandemhohlladung ein!

Bei diesem Geschoßtyp saßen zwei Hohlladungen hintereinander: Die erste brachte die Reaktivpanzerung zur Explosion, die zweite fraß sich dann durch den massiven Stahl und ließ die Munition in Turm und Wanne explodieren.

Zwar waren alle reichsdeutschen Panzer mit einer zweiten Reaktivschicht tief in der Panzerung versehen, aber vor allem die Panther waren empfindlich gegen Treffer von der Seite.

Endlich waren die kleinen Messerschmitt-Jäger heran, die sich weit oben wieder an ihre Jägerträger gekoppelt hatten. Eigentlich waren sie zu schnell für eine Jagd auf Hubschrauber, und so erzielten sie auch kaum einen Treffer mit ihrer Hauptwaffe, der Bordkanone. Die Max-X-Raketen jedoch, einmal auf das charakteristische Wummern der Hubschrauberrotoren eingestellt, hielten reiche Ernte unter den heimtückischen Angreifern.

Die überlebenden Hubschrauber drehten ab und suchten in Bodennähe das Weite. Mehr als eine Maschine wurde dabei von ihren Piloten, die so tief wie möglich fliegen wollten, um nicht Opfer der Messerschmitts oder der Südwinds zu werden, mit Vollgas in den Boden gerammt.

Die Engländer gerieten regelrecht in Panik, als mehrere Jabo-Staffeln von der »Hindenburg« dank nunmehr wieder funktionierender Kommunikation in rollendem Einsatz massive Angriffe auf die Straße von Eskdale Green bis zur Paßhöhe flogen. Das Abwehrfeuer erlahmte immer mehr, von der Royal Air Force oder ihren NATO-Verbündeten war keine Spur mehr am Himmel zu entdecken.

Panzerbesatzungen, denen die Lust am Kampf vergangen war und die sich deshalb ergeben wollten, schauten mehr als erstaunt, als die deutschen Grenadiere sie entwaffneten und dann zu Fuß davonjagten. Die Thule-Truppen hatten kein Interesse daran, Gefangene zu machen. Sie wollten nur raus aus dieser Falle.

Doch nur ein kleiner Teil der englischen Soldaten war klug genug, sich zu ergeben. Die enge, steile Straße zur Paßhöhe war

bald völlig verstopft mit Panzern, die nicht ins Gelände auswei-
chen wollten, weil sie sich auf den feuchten Bergwiesen zu bei-
den Seiten der Straße allzuoft festfuhren. Die deutschen Panzer
mußten nur mitten in dieses Chaos hineinhalten.

Bald sah es in den sonst so beschaulichen kumbrischen Ber-
gen aus wie auf der »Autobahn des Todes« vor Kuwait am Ende
des ersten Golfkriegs 1991. Doch anders als damals die Ameri-
kaner schossen die Deutschen nicht auf Flüchtlinge. Sobald die
Engländer ihre Panzer aufgaben und ausstiegen, drohte ihnen
keine Gefahr mehr.

Zu ihrem Pech waren allerdings die wenigsten zur Aufgabe
bereit. Engländer konnten schon verdammt störrisch sein.

*

Mike »Draufgänger« McBain war mehr als zufrieden mit sei-
ner Heinkel He 1098. Die dritte Staffel hatte den Auftrag zur
Panzerbekämpfung am Hard Knott Pass erhalten und sich vor
allem die Panzer zur Luftabwehr vorgeknöpft. Zu diesem
Zweck waren die Deltaflügler mit Spezialraketen des Typs
»Panzerblitz VIII« ausgerüstet worden.

Diese Geschosse mit absolut rauchfreiem Antrieb konnten
selbst massivste Bunker knacken. Ihre Reichweite betrug mehr
als 200 Kilometer, sie erreichten beinahe vierfache Schallge-
schwindigkeit. Interessant war ihre Fähigkeit, sich automatisch
auf jedes feindliche Funkmeßgerät zu schalten und es direkt an-
zusteuern. Da die Raketen ihrerseits dank modernster Tarnkap-
penfähigkeiten für diese Geräte nicht anmeßbar waren, schlugen
sie meist ein, bevor der Feind sie überhaupt bemerkte.

Gelang ihm das doch, etwa indem er ihren heißen Abgasstrahl
entdeckte, nutzte es ihm nichts, die eigenen Anlagen abzuschal-
ten, denn deren Position war längst im Bordrechner der Rakete
gespeichert und wurde vom eigenen FuM-Gerät laufend über-
prüft, so daß auch ein rascher Standortwechsel nicht mehr half.
Außerdem verfügte die Rakete über eine Kamera, die den End-
anflug zielgenau steuerte.

Es war gelungen, praktisch die gesamte englische Luftabwehr

im Kampfgebiet auszuschalten. Nach Erledigung der Pflichtaufgabe hatte Hauptmann Hartmann die Kür befohlen: freie Jagd auf britische Panzer – aber nicht, solange sie sich auf der Paßstraße befanden.

Da die Jagdbomber ohne Bedrohung durch feindliche Luftabwehr langsamer fliegen konnten, hatten sie reiche Ernte mit den Bordgeschützen gehalten. Mike hatte allein drei weitere Panzer abgeschossen.

*

Die drittel Staffel kehrte zur »Hindenburg« zurück, die mittlerweile mit Höchstgeschwindigkeit nach Süden fuhr. Überall an Deck waren senkrechte Stahlwände ausgefahren worden, hinter denen die Flugzeugwarte geschützt vor dem Fahrtwind arbeiten konnten.

Die Maschinen wurden aufgetankt und neu munitoniert. Die schweren Bomber verschwanden mittlerweile wieder unter Deck, weil die Thule-Führung nach wie vor alles daran setzte, einen umfassenden Krieg mit der NATO zu vermeiden. Jäger und Jabos flogen weiträumige Luftpatrouillen, um die »Hindenburg« abzuschirmen.

Von den gegnerischen Marinestreitkräften war nichts zu sehen, allerdings kam es immer wieder zu Raketen- und Granatangriffen von Irland und England aus – seltsamerweise nicht von der Insel Man. Die Defensiveinrichtungen des Flugzeugträgers wurden mit den eher sporadischen Angriffen spielend fertig, und die Häufigkeit dieser Angriffe ging noch weiter zurück, nachdem die He 1098 jede einmal erkannte Feuerstellung konsequent unter Beschuß nahmen und ausschalteten.

Entweder gab es im Süden der Inseln weniger Stellungen der NATO, oder die Kommandanten hatten erkannt, was für ein falsches Spiel hier getrieben wurde und führten Feuerbefehle einfach nicht aus.

Mike ging von letzterem aus. Dem Entkommen der »Hindenburg« aus der Falle schien nichts mehr im Weg zu stehen. Die schnellen Jagd-U-Boote Thules, die das Tempo des Flugzeug-

trägers problemlos mitgehen konnten, vernichteten noch drei U-Boote der NATO, die alle viel leichter zu entdecken waren als die bundesdeutsche Klasse 212 A und daher schon beim Anmarsch ins Kampfgebiet versenkt werden konnten. Danach entdeckte man noch eine Reihe weiterer U-Boote, die aber alle so schnell wie möglich das Weite suchten. Entsprechend den Anordnungen des OKT blieben sie unbehelligt.

Gut zwei Stunden nach dem ersten Schuß erreichte die »Hindenburg« acht Grad westlicher Länge und 50 Grad nördlicher Breite. Von Schirlitz befahl einen harten Schwenk nach Westen in die Weiten des Atlantik.

Da kam eine erneute Angriffswarnung des U-Boot-Geschwaders Prien: Ein großes, schnelles Jagd-U-Boot vermutlich der amerikanischen »Virginia«-Klasse hatte einen großen Torpedo auf den Flugzeugträger abgefeuert. Zwar hatten die deutschen Boote den Amerikaner vernichtet, den Torpedo aber nicht abfangen können. Prien vermutete anhand bestimmter Meßergebnisse, daß er mit einem Atomsprengkopf bestückt war. Gegen einen Atomschlag aber würde die beste Panzerung nicht helfen.

Die Bordwand des Trägers spuckte zahlreiche »Rotkäppchen« aus. Die Abfangraketen wurden genau im Abstand von neun Hundertstelsekunden gestartet und jagten wie an der Perlenschnur gezogen auf die unsichtbare Gefahr unter Wasser zu, gesteuert von den Peilsignalen sowohl der eigenen Bordsysteme als auch der Jagdgruppe Prien.

Nacheinander verschwanden sie in der grauen See. Knapp zehn Kilometer von der »Hindenburg« entfernt kam es zu der erhofften Detonation: Der amerikanische Torpedo war vernichtet worden.

Anders als konventionelle Sprengladungen konnten Atombomben nicht mehr explodieren, sobald sie beschädigt waren. Daß der Torpedo tatsächlich einen derart tödlichen Gefechtskopf getragen hatte, wurde wenig später durch die Meßergebnisse von Priens Booten bestätigt: Im grauen Wasser der Großen Solebank waren deutlich erhöhte Strahlungswerte festzustellen.

General zur See von Schirlitz hatte endgültig genug davon, daß man ihn und sein Schiff wie einen Hasen zu jagen ver-

suchte. »Geben Sie mir einen offenen Funkkanal zur Regierung in London!« verlangte er. »Die Engländer haben anscheinend großen Spaß an der Jagd auf deutsche Schiffe! Aber wir sind nicht die ›Bismarck‹ – wir lassen uns nicht versenken!«

Kaum wurde ihm das Zustandekommen der Verbindung signalisiert, griff von Schirlitz zum Mikrofon. Er drückte noch einen Knopf der internen Bordkommunikation: »Feuerleitung, hören Sie mit? Verfahren Sie genau so, wie ich es jetzt anordne!«

Die Bestätigung kam sofort, und nun sprach er zur englischen Regierung – und allen Engländern, die auf UKW-Kanal 99,2 gerade Radio hörten: »Hier General Hellmuth von Schirlitz, Kommandant der TS ›Hindenburg‹. Ich bin nicht bereit, die heimtückischen Angriffe auf mein Schiff länger tatenlos hinzunehmen. Dies ist meine erste und einzige Warnung an die Regierung Ihrer Majestät und an das englische Volk: Beenden Sie die Jagd auf mein Schiff, oder wir machen London dem Erdboden gleich. Wir werden nun eine 60-Zentimeter-Granate exakt auf die Kreuzung von erstem Längengrad Ost und 52. Breitengrad Nord abfeuern.

Der Punkt liegt auf freiem Feld im Dreieck Hadleigh, Ipswich und Colchester nicht weit entfernt von Raydon. Mit der gleichen Präzision können wir Downing Street Nr. 10*, den Buckingham-Palast** oder jeden anderen Punkt in tausend Kilometer Umkreis bombardieren!«

Mit einem dumpfen Knall trat eines der schweren Bordgeschütze in Aktion, das Projektil jagte mit rasch verstummendem hohem Pfeifen davon.

Von Schirlitz sah auf die Uhr. 20 Sekunden tickten herunter. »Schicken Sie einen Streifenwagen los und sehen Sie sich an, was mehr als zwei Tonnen Hochbrisanzsprengstoff auf freiem Feld anrichten – und dann überlegen Sie sich genau, ob Sie

---

* Sitz der britischen Regierung
** Londoner Residenz der britischen Königin

wirklich beliebig viele Breitseiten zu je 156 solcher Geschosse auf ihre schöne Stadt haben wollen!«

Es kam keine Antwort, doch die Angriffe auf die »Hindenburg« hörten schlagartig auf.

»General! Magnetfeldverbindung zum OKT!« Hauptmann Brüne legte das Bild des Thulemarschalls auf den Schirm an von Schirlitz' Platz.

»Marschall! Was verschafft mir die Ehre?«

»Die Engländer haben gerade über die Londoner Botschaft der Schweiz offiziell um Frieden nachgesucht. Die müssen Sie ja mächtig beeindruckt haben, General! Downing Street 10 stellt die ganze Sache als Mißverständnis hin.«

»Und das glauben Sie denen?«

»Nein. Vor allem, da wir von unseren eigenen Quellen wissen, daß die BRD-Regierung die treibende Kraft hinter dem Angriff auf Sie war. Die dachten wohl, sie könnten die ›Hindenburg‹ mit ihren vier modernen U-Booten knacken.«

»Ich fasse es nicht! Unsere eigenen deutschen Landsleute stecken hinter dieser Falle?«

»So sieht es leider aus. Sie wissen ja so gut wie ich, daß wir mit denen nicht mehr viel gemein haben. Trotzdem werden Sie die Kampfhandlungen beenden, General. Unser Feind sind die AIn, nicht unsere Landsleute oder die Engländer!« Bittrichs Tonlage ließ keinen Widerspruch zu.

»Ich beuge mich Ihrem Befehl, Marschall, auch wenn ich sagen muß, daß er mir nicht gefällt. Wir haben tapfere Männer verloren, die Europa retten wollten und nur deswegen in eine heimtückische Falle gelockt werden konnten!« Der Kommandant des Flugzeugträgers klang verbittert.

»Ich weiß Ihre Ehrlichkeit zu schätzen. Und wir sind zwar keineswegs auf Krieg versessen, aber wir lassen uns auch nicht vorführen wie Schuljungs. Deswegen habe ich einen Plan entwickelt und mit dem OKT abgestimmt. Sie gehen wie folgt vor…«

*

Unmittelbar nach dem Gespräch mit »Bärwolf« Bittrich nahm von Schirlitz zuerst Funkverbindung mit Generalmajor Geyer auf und dann mit der britischen Regierung. Diesmal funkte er auf einem digitalen Kanal, von dem er wußte, daß er in London ununterbrochen abgehört wurde.

Augenblicke später hatte er eine Verbindung mit dem Premierminister persönlich.

Unmißverständlich verlangte er das Ende aller Angriffe auf die zweite Panzerdivision.

Der Premierminister versuchte es zuerst mit Ausflüchten, aber er merkte rasch, daß er bei von Schirlitz nur mit der Wahrheit weiterkam: »Ich kann die Angriffe nicht beenden. Es tut mir leid, aber wir haben keine Verbindung mehr zu den Einheiten im Norden!«

»Was soll das heißen?« Die Stimme des deutschen Offiziers klang gefährlich leise.

»Weder Funk noch Telefon funktionieren, nicht einmal über das Internet komme ich weiter nördlich als bis Leeds. Ich habe Kuriere mit Hubschraubern und mit Motorrädern losgeschickt, aber ich weiß weder, ob sie durchkommen, noch ob sie etwas erreichen werden!«

»Sie wollen mir doch nicht weismachen…!«

»Doch! Wir müssen davon ausgehen, daß *sie* hinter dem Zusammenbruch der Kommunikationsnetze stehen – die Kollaborateure jener unheimlichen Macht!«

»Warum sprechen Sie es nicht aus, Premierminister! Sie sind doch ein kluger Mann! Wir haben es hier mit den Lakaien außerirdischer Intelligenzen zu tun!«

»Sie glauben doch nicht wirklich an die Legende über die Aliens von einem anderen Stern?!«

»Ich wünschte, es wäre eine Legende. Leider habe ich der Autopsie eines solchen Chelipoden schon persönlich beigewohnt. Ich lasse Ihnen bei Gelegenheit mal ein Video davon zukommen!«

»Chelipode…?«

»Diesen Begriff haben unsere Wissenschaftler geprägt, da sich die AIn einer herkömmlichen Klassifizierung entziehen.

Das Kunstwort ist eine Zusammensetzung aus Chelicerata* und Gastropoda**. Genaueres müssen sie unsere Großhirne fragen. Ich lege dem Video gerne noch ein kleines Büchlein bei.«

»Danke! Da wir uns jetzt so zivilisiert unterhalten, darf ich darauf hoffen, daß Sie London verschonen, Herr General?«

»Ich schätze Sie, Premierminister, und ich bin geneigt, Ihren Worten Glauben zu schenken… unter einer Bedingung: Geben Sie zu, daß die Regierung der Bundesrepublik die treibende Kraft hinter der Falle für mein Schiff war!«

»Das kann ich nicht. Ich habe gewisse Verpflichtungen im Bündnis, das müssen Sie doch verstehen! Und darüberhinaus ist Ihre Annahme schlicht falsch! Sie wissen so gut wie ich, daß Berlin nichts ohne umfassende Absprachen mit Washington unternimmt!«

»Ich danke Ihnen für diese offenen Worte, Herr Premierminister! Ich werde mein Möglichstes tun, um England und seine schöne Hauptstadt vor Schäden zu bewahren. Für den Lake District kann ich das leider nicht versprechen, Guten Tag!«

Von Schirlitz unterbrach die Verbindung. Sein Adjutant Brüne sah ihn fragend an. »Habe ich das gerade richtig verstanden? Diese Falle wurde in Berlin *und* in Washington geplant?«

»So sieht es aus, Hauptmann. Das deckt sich genau mit den Erkenntnissen unserer Agenten in Berlin. Die Urheberschaft Washingtons ist hingegen noch nicht bewiesen, aber das dürfte nur noch eine Frage der Zeit sein. Ich verstehe allerdings noch immer nicht das Motiv, das die Amerikaner zu so einer dummen Aktion veranlassen könnte. Selbst wenn die Präsidentin zu jung dafür ist, muß doch einer ihrer Berater über unsere Reaktion auf die Operation ›Highjump‹*** informiert sein. Und jeder ver-

---

* fühlerlose Gliederfüßer

** Schnecken

*** Großangriff amerikanischer Kriegsschiffe und Flugzeugträger unter dem Kommando von Admiral Byrd auf Stellungen der Thule-Truppen in der Antarktis 1947. Der Angriff wurde unter großen Verlusten für die Amerikaner abgewiesen.

nünftige Mensch kann sich ausrechnen, daß wir uns heute noch weniger bieten lassen als damals. Deswegen vermute ich, daß hinter dieser Sache noch mehr steckt, als wir bisher ahnen. Doch das soll uns jetzt nicht kümmern. Unsere vorrangige Aufgabe ist die Evakuierung der zweiten Panzerdivision!«

*

Die ersten Tiger der 2. PzDiv. »Theoderich« schoben sich auf die Paßhöhe des Hard Knott. Die Landschaft sah aus wie in einem Kinofilm über die letzten Tage der Zivilisation. Überall brannten englische Panzer, rauchten jämmerlich zerschossene Wracks vor sich hin. Aber auch die Thule-Truppen hatten Verluste erlitten.

Von der Anhöhe bot sich ein weiter Blick über das Land bis hinüber nach Windermere. Für die Panzerkommandanten interessant war allerdings die massive Feindkonzentration im Tal und auf dem gegenüberliegenden, nur unwesentlich niedrigeren Paß von Wrynose. Die Tiger verteilten sich über die gesamte Anhöhe. Ihre breiten Ketten – immer noch eine Reaktion auf die bösen Erfahrungen deutscher Panzermänner im russischen Schlamm ab 1941 – trugen sie sicher über die Bergwiesen, obwohl die vollgesogen waren mit Wasser und dafür gesorgt hatten, daß sich so mancher britische »Challenger« festgefahren hatte und liegengeblieben war.

Dann eröffneten sie mit ihren 15-Zentimeter-Geschützen das Feuer auf den Feind. Praktisch jeder Schuß war ein Treffer, da nach der Erringung der Lufthoheit eine in zwölf Kilometer Höhe kreisende und speziell zu diesem Zweck umgebaute Ar 666 die Feuerleitung übernahm.

Als Generalmajor Geyer noch seine Panzerhaubitzen vom Strand nachholte und die eine halbe Stunde später von der alles beherrschenden Höhenstellung aus das Feuer eröffneten (ihr Bestand an Granaten war mittlerweile aus speziellen gepanzerten Munitionsträgern aufgefüllt worden), kam auch die letzte sporadische Gegenwehr zum Erliegen.

An den beiden umkämpften Strandabschnitten weiter unten

waren die Thule-Truppen mittlerweile mit massiver Luftunterstützung von der Defensive zum Angriff übergegangen und trieben die Engländer vor sich her. Nun endlich konnte Plan B in die Tat umgesetzt werden.

Erneut flogen Jäger und Jabos von der »Hindenburg« weiträumig Luftpatrouille über dem gesamten Lake District. Da es keine Gegenwehr mehr gab, senkten sich zahlreiche Stahlzeppeline der modernen Generation herab, nahmen Truppen und Panzer auf. Auch SZ 14 erschien wieder und hängte den »Beißer« unter seinen stählernen Leib.

Heinrich Geyer verließ seine PzKe und ließ sich mit einem Halbkettenfahrzeug an den Strand bei Seascale bringen, wo schwere Transportflugzeuge vom Typ Messerschmitt Me 838 die siegreiche Division im rollenden Verfahren abholten. Geyer wollte so schnell wie möglich zurück auf die »Hindenburg«.

Die Me 838 war ein schwanzloser Nurflügler. Ihre Spannweite betrug 68, ihre Länge in der Mittelachse 52 Meter. Das Seitenleitwerk war in V-Bauweise ausgeführt und machte ein gesondertes Höhenleitwerk überflüssig. Sechs im Rumpf integrierte TL-Geräte Junkers Jumo 1012 sorgten für ausreichend Schub.

Unter dem Rumpf war das einziehbare geländegängige Fahrwerk aus Kunststoffraupenketten in zwei vollverkleideten Auslegern angebracht, die sich unter der gesamten Länge des Tragflügels erstreckten. Diese einzigartige Konstruktion ermöglichte einen Bodenabstand des Rumpfes von zehn Meter. In ihn integriert war ein Standardlastbehälter von 30 mal sieben mal sieben Meter, der komplett abgesenkt und gegen andere Behälter getauscht werden konnte, so daß ein rascher Beladungswechsel möglich war. Die Gipfelhöhe der Me 838 betrug 16 000 Meter, die Reisegeschwindigkeit in 12 000 Meter Höhe lag bei 1012 km/h. Bei voller Zuladung konnte die Maschine 11 000 Kilometer weit fliegen. Wie alle Flugzeugmodelle Thules war sie luftbetankungsfähig.

Dank ihres einzigartigen Fahrwerks konnten die Maschinen problemlos im feuchten Sand landen. In die Frachtbehälter paßten zwei Tiger oder drei Panther. Dank der Absenkung wur-

den die Lastbehälter in wenigen Minuten beladen. Sie wurden noch hochgezogen, während die Maschinen schon über den Strand anrollten.

Dank ihrer kurzen Landestrecke und des kräftigen Gegenwindes, der an Deck der in den offenen Atlantik rauschenden »Hindenburg« herrschte, kamen die Transportmaschinen schon nach rund 400 Meter Landestrecke zum Stillstand. Die Panzer rollten heraus, Infanteristen suchten hinter den senkrechten Stahlwänden Schutz vor dem Fahrtwind.

Schon beschleunigten die Transporter wieder und kehrten nach Seascale zurück.

*

Generalmajor Stewart ging mit dem letzten Schwung seiner Panzer und Soldaten in die Flugzeuge. Er hatte persönlich darüber gewacht, daß diejenigen Kampfwagen, die beschädigt zurückgelassen werden mußten, mit speziellen Thermitladungen zu Haufen glutflüssigen Stahls zusammengeschmolzen wurden. Thule legte keinen Wert darauf, daß durch die Untersuchung zurückgelassener Wracks ein weiterer Technologietransfer zugunsten der Alliierten stattfand. Seine kleinen (und vor allem die großen) Geheimnisse behielt das Reich lieber für sich.

Innerhalb einer Stunde war die Evakuierungsaktion abgelaufen. Niemand wagte es, die Transportmaschinen anzugreifen. Nach und nach landeten die Flugzeuge unversehrt auf ihrem Mutterschiff.

Die langsameren Stahlzeppeline, die Geyers Truppenteil evakuiert hatten, würden das Schiff erst bei Nacht erreichen, um ihre Fracht abzusetzen. Danach würden sie wieder in die Wolken zurückkehren. Ihr MRR-Antrieb erlaubte ihnen praktisch unbegrenztes Fliegen.

Paint the face of a demon, glowing by the fire light
Hoppin' like an elephant
Thunderin' like me tonight
He's the world's worst recycler
The iceman comes a lot
He's the devil's apprentice
He's a prehistoric man
Apeman hop, apeman hop

(Ramones – Dee Dee Ramone)

12. Thule

Während die »Hindenburg« in den Weiten des Atlantiks verschwand, wurde in Berlin Magnus Wittmann erneut zum iranischen Botschafter gerufen. Der war gerade am Telefon und bedeutete dem Deutschen, hereinzukommen und die Tür hinter sich zu schließen.

Dann schaltete er den Lautsprecher ein. Am anderen Ende der Leitung war der chinesische Botschafter in Berlin. Magnus wußte, daß den eine enge persönliche Freundschaft mit dem Iraner verband.

Der Chinese klang ziemlich niedergeschmettert: »Mein Kollege in Teheran hat mir gerade mitgeteilt, daß eure Regierung den erbetenen Entlastungsangriff auf die Amerikaner im Irak abgelehnt hat!«

»Damit war doch zu rechnen«, erklärte der Iraner und strich sich über den dichten schwarzen Vollbart. »Für einen solchen

Schlag sind wir nicht stark genug – vor allem, da wir dann mit einer Reaktion aus Israel rechnen müssen. Wir haben keine Wahl!«

»Aber wir stehen vor der endgültigen Niederlage gegen die amerikanischen Imperialisten!« Der chinesische Botschafter klang verzweifelt. »Die Angreifer haben alles zusammengezogen, was sie an anderen Frontabschnitten entbehren können, und stoßen entlang des Jungtingho in die Provinz Schanhsi* vor. Ohne unsere Kraftwerke und die Stahlindustrie dort stehen wir vor dem Zusammenbruch. Aber wir haben diesem Vorstoß einfach nichts mehr entgegenzusetzen. Ich fürchte, der Krieg ist bald vorbei, mein Freund.«

Kaum hatte er die Stichworte »Kraftwerke« und »Stahlindustrie« gehört, war Wittmann klar, daß der Angriff vor allem den Sinn hatte, Anlagen auszuschalten, die große Mengen Kohlendioxid abgaben – Kohlendioxid, das für AIn giftig war.

Hätte es noch eines Beweises für den unheilvollen Einfluß der Außerirdischen gebraucht – hier war er. Zum erstenmal, seit er den Amtsraum betreten hatte, schaltete er sich in das Gespräch ein: »Ist die Leitung sicher?«

Der Iraner nickte. »Dafür verbürge ich mich.«

»Gut.« Magnus sprach zu dem Chinesen, ohne seinen Namen zu nennen: »Herr Botschafter, ich bin ein Freund. Vielleicht ist doch noch nicht alles verloren. Ich empfehle Ihnen dringend, sich vertraulich an Ihren Amtskollegen aus der Schweiz zu wenden. Der kann Ihnen vielleicht die richtigen Kontakte vermitteln!«

»Muhammad, wer spricht da?«

»Ein guter Freund, mehr darf ich dir nicht verraten! Aber ich empfehle dir ebenso dringend, seinen Rat zu befolgen. Und was hast du schon zu verlieren?«

Der Chinese klang zwar ein wenig verwirrt, versprach aber,

---

* In vielen heutigen Atlanten ist die Stadt mit ihrem englischen Namen »Shanxi« verzeichnet. Doch die korrekte deutsche Bezeichnung lautet Schanhsi.

sich sogleich mit der Botschaft der Alpenrepublik in Verbindung zu setzen und beendete das Gespräch.

Magnus hatte allerdings nicht vor, sich auf die diplomatischen Kanäle zu verlassen, und bat den Iraner, ihm noch einmal eine Funkverbindung mit dem OKT herzustellen.

Der Botschafter, der wußte, daß er einiges gutzumachen hatte, reagierte auf der Stelle. Keine 60 Sekunden später war der Deutsche zum zweitenmal an diesem Tag mit seinem Oberbefehlshaber verbunden.

Thulemarschall Bittrich zeigte sich bestens informiert über die Vorgänge in China: »Unsere Aufklärungssatelliten und eine der neuen Flugscheiben haben uns den Plan der Amis verraten. Der ist genial. Mit nur 15 000 Mann haben sie Peking umgangen und stoßen am Jungting-Fluß vor. Die wollen ihr Ziel nicht erobern und halten, sondern einfach vernichten. Gelingt ihnen das, verlieren wir mehrere Milliarden Tonnen Kohlendioxid pro Jahr.«

»Dann bleibt uns gar keine andere Wahl, Marschall: Wir müssen den Chinesen helfen!«

Bittrich lachte bitter, und es klang fast wie das Brummen eines Bären: »Ich wünschte, es wäre so einfach, Hauptmann! Die Ressourcen Thules sind begrenzt. Die Amis haben uns nach allen Regeln der Kunst gelinkt! Die wußten schließlich von unserer Aktion in Sellafield und mußten nur warten, bis sie in vollem Umfang angelaufen war. Jetzt können sie darauf vertrauen, daß unsere Kapazitäten nicht für eine zweite derart großangelegte Operation reichen. Ich weiß ehrlich gesagt nicht, ob wir den Chinesen noch rechtzeitig helfen können!«

*

Oberst Ali Azimi war eine Frohnatur. Der Perser (und nicht Iraner, darauf bestand er) war am 21. September 1975 in Teheran – oder Persepolis, wie er es lieber formulierte – geboren worden. Mit 1,68 Meter Körpergröße war er nicht gerade ein Riese, aber die 70 Kilo, die er auf die Waage brachte, waren nicht auf Speck zurückzuführen. Azimi war extrem muskulös

und durchtrainiert. Er war mit seinen Eltern vor der »islamischen Revolution« des Ajatollah Chomeini in die Bundesrepublik geflohen.

Dort hatten ihn die Späher Thules entdeckt und ihn nach Feststellung seiner rein arischen Abstammung angeworben. In der Truppe hatte er rasch Karriere gemacht und es mittlerweile bis zum Oberst und Kommandeur der Gorgerdivision »Demjansk« gebracht. Nebenher wirkte der Kampfsportexperte auch noch als persönlicher Trainer für seinen Freund und Förderer, Generalmajor Geyer – falls der mal wieder in Thule war und Zeit für eine Übungseinheit hatte.

Azimi war ein Mensch, in dessen harter Kriegerschale ein äußerst einfühlsamer und sensibler Mensch steckte. Seine Gorger lagen ihm sehr am Herzen, weshalb er jede Übung mit ihnen ebenso geduldig wie gründlich durchzog. Der Offizier mit den dunklen Augen, den schon leicht schütteren schwarzen Haaren und der markanten Nase war sich der Verantwortung für seine teure Truppe wohl bewußt.

Die Gorger waren die neuste Waffe der Thule-Truppen im Kampf gegen die AIn und in den Labors von Professor Schulz entwickelt worden. Ursprünglich ging die Idee auf einen Befehl Stalins zurück, der während des Zweiten Weltkriegs versucht hatte, Supersoldaten durch eine Kreuzung von Russen mit Gorillas erschaffen zu lassen.

Das hatte natürlich nicht funktionieren können, da es die Russen mit ganz normaler Befruchtung versucht hatten. Die Wissenschaftler der Schulz-Labors hatten hingegen die modernen Methoden der Genmanipulation angewandt, die in Thule wesentlich weiter entwickelt waren als im Rest der Welt.

Gorger waren künstlich entwickelte Hybriden aus *Gor*illas und Ne*ger*n – Bantu, um genau zu sein. Die Männchen waren rund 1,80 Meter groß, die Weibchen zehn Zentimeter kleiner. Physiognomie und Gebiß entsprachen dem eines Gorillas, aber im Gegensatz zu dem Tier konnten sie aufrecht gehen. Ihre Oberarme waren so stark wie die Oberschenkel eines kräftigen Mannes, ihre Oberschenkel entsprachen Baumstämmen, ihre Brust war extrem muskulös, breit und tief. Sie konnten Verlet-

zungen überleben, die den stärksten Mann auf der Stelle getötet hätten. Gorger trugen keine Schuhe, damit sie ihre Greiffüße benutzen konnten. Als Hybriden waren sie steril, hatten aber sehr große Geschlechtsorgane und einen starken Sexualtrieb.

Die Züchtung der Gorger war mit einer Million Thule-Mark extrem teuer, weshalb es nur 6000 von ihnen gab – 5000 Männchen und 1000 Weibchen, die nicht zum Kampf geeignet waren, sondern nur für die Männchen sorgen sollten.

Gorger hatten nur eine primitive Sprechfähigkeit, ihr Wortschatz betrug nicht mehr als 200 Worte. Mit fünf Jahren waren sie einsatzfähig, ihre natürliche Lebenserwartung belief sich auf gut 30 Jahre. Sie reiften in künstlichen Gebärmüttern heran und wurden sodann von speziell dazu abgestellten Offizieren erzogen.

Oberste Maxime für jeden Gorger war absoluter Gehorsam gegenüber den Bürgern Thules. Das war unumgänglich, denn mit ihren riesigen Gebissen und ihrer gewaltigen Kraft waren sie einfach nur gefährlich. Bei diesen Geschöpfen war es erstmals gelungen, das spezielle arische Gen, das durch eine allergische Abstoßungsreaktion vor der Übernahme des Gehirns durch ein Implantat der AIn schützte, in nichtarische DNS zu integrieren. Man hoffte, auf diesem Weg vielleicht eines Tages in die Lage versetzt zu werden, alle Menschen der Erde immun gegen die Manipulation durch die Außerirdischen zu machen.

Gorger trugen rote Uniformen und rotlackierte Stahlhelme – sie liebten es bunt. Und sie liebten Orden und Ehrenzeichen, weshalb man sie mit jeder Menge davon behängte. Sie waren vielleicht das größte Geheimnis, der größte Schatz und die größte Hoffnung des Reiches Thule im Kampf gegen die AIn – und durften dem Feind auf keinen Fall in die Finger fallen. Deshalb trug jeder von ihnen einen Lebenszeichenmonitor und eine Säurekapsel im Körper. Erloschen die Lebenszeichen, öffnete sich die Kapsel, und der Gorger wurde vollständig von der Säure zerfressen.

Oberst Azimi liebte seine Gorger, jeden einzelnen von ihnen. Aus diesem Grund hetzte er seine Truppe Tag für Tag durch immer neue Übungen auf dem Ausbildungsgelände am Rande

von Neu-Berlin. Er wollte ihnen so viel wie möglich von seinem militärischen Wissen und seinen Fähigkeiten vermitteln, bevor er sie den tödlichen Gefahren eines Kampfes aussetzte. Um die 90 Gorger, die er für die Operation »Reinemachen« hatte abstellen müssen, machte er sich keine Sorgen, weil er wußte, daß sie nicht in Kämpfe verwickelt würden. Bei dem Einsatz ging es nur darum, Gehorsam und Reaktionen der Hybriden unter realen Bedingungen zu erproben.

Der Oberst war schon sehr gespannt auf den Bericht über den Einsatz – doch es würde noch lange dauern, bis er ihn zu lesen bekam. Aber das wußte er in diesem Augenblick noch nicht.

Während eine Hundertschaft seiner Truppe auf ihren schnellen Motorrädern durch das Übungsgelände düste und sichtlich Spaß an der Sache hatte, stand Azimis Stellvertreter, Major Dieter Kempowski, mit seiner üblichen Leichenbittermine neben ihm im Gefechtsstand und verzeichnete akribisch jeden kleinen Fehler, den die Gorger seiner Meinung nach machten. Ali seufzte lautlos in sich hinein. Die Nachbesprechung dieser Übung würde wieder lang und nervenaufreibend sein.

Doch es würde nie dazu kommen, denn das charakteristische Pfeifen eines Düsenhubschraubers näherte sich rasch. Eine mächtige Focke-Achgelis 483 senkte sich vom Himmel und landete neben dem Gefechtsstand. Beide Offiziere starrten verblüfft auf das Hoheitszeichen des Thulemarschalls an der Seite der Maschine.

Kaum hatte sie aufgesetzt, wurde die große Schiebetür geöffnet und »Bärwolf« Bittrich sprang zu Boden. Während er mit federnden Schritten auf die Kommandanten der Gorger zukam, zupfte Kaminski nervös an seiner Uniform. Azimi machte sich hingegen Gedanken darüber, was seinen Oberbefehlshaber dazu bewogen haben könnte, sich persönlich herzubemühen.

Beide Männer salutierten zackig und schlugen die Hacken der Stiefel aneinander, wie es die Dienstvorschrift verlangte. Der Marschall erwiderte den Gruß ebenso korrekt, wurde dann aber weniger förmlich: »Lassen Sie uns ein paar Schritte gehen, meine Herren!«

Als er für einen Augenblick schwieg, hielt Ali Azimi die

Spannung nicht aus: »Sie sind doch nicht zu einem Höflichkeitsbesuch gekommen, Marschall!«

»In der Tat, nein.« Bittrich blieb stehen und sah Azimi direkt in die Augen. »Die Ausbildungszeit Ihrer Gorger ist zu Ende, Oberst. In zwei Stunden werden Sie, Ihr Stab und die besten tausend Mann Ihrer Truppe per Flugzeug nach China verlegt. In der Provinz Schanhsi werden Sie am Ufer des Jungtingho eine Falle aufbauen, in der ein amerikanisches Armeekorps von 15 000 Mann aufgerieben werden soll.«

»Aber Marschall, meine Männer sind noch nicht soweit!« Azimi sprach nie von »Gorgern«, sondern immer nur von »seinen Männern«. »Sie wissen, wie teuer sie sind! Das könnte auch finanziell eine Katastrophe werden!«

»Wir sind uns der Risiken bewußt, Oberst, aber wir haben keine andere Wahl.«

»Dann geben Sie mir wenigstens mehr Transportkapazität!«

»Auch dafür fehlt uns die Zeit! Wir haben die Gorger für Notfälle wie diesen erschaffen. Eine 15fache Überlegenheit der Amis sollte kein Problem für sie sein. Sie bekommen das komplette Ausrüstungspaket mit. Es wird ihnen an nichts mangeln im Kampf, und für die Offiziere sorgen wir natürlich ganz besonders. Machen Sie sich keine Sorgen, Oberst: Für Ihre und die Evakuierung Ihrer Kameraden habe ich sogar extra eine Flugscheibe abgestellt!«

»Wir wissen Ihre Fürsorge sehr zu schätzen, Marschall!« Major Kempowski strahlte über das ganze Gesicht – es war ihm deutlich anzumerken, daß er sich auf seinen ersten »heißen« Einsatz mit den Gorgern freute. »Mit Genehmigung des Herrn Oberst werde ich sofort alle notwendigen Vorbereitungen treffen. Tausend Gorger und dreißig Offiziere stehen in neunzig Minuten abmarschbereit an den Flugzeugen. Welcher Fliegerhorst ist dafür vorgesehen?«

»Bärenhöhle.«

»Gut. Herr Oberst?« Fragend sah der Major seinen Vorgesetzten an. Azimi nickte nur müde. Kempowski salutierte ebenso stramm wie vorschriftsmäßig und eilte davon.

»Bärwolf« Bittrich merkte, daß der Perser alles andere als

glücklich war über den Einsatzbefehl. Da ihm der Mann am Herzen lag und sie nun unter vier Augen sprachen, stellte er ihm eine Frage, die er sich sonst nie erlaubt hätte: »Sie reagieren so ganz anders auf den Befehl als Ihr Major. Liegt Ihnen etwas auf der Seele, Ali? Soll ich einen anderen Mann in den Einsatz schicken?«

»Auf keinen Fall!« Die dunklen Augen des Obersten blitzten, denn er hatte durchaus verstanden, welche Frage in Bittrichs Worten mitgeklungen war. »Wenn einer diesen Einsatz kommandiert, dann ich! Aber bei einer 15fachen Überlegenheit des Gegners gehe ich von großen Verlusten aus, Thulemarschall! Und jeder einzelne dieser großen starken Burschen ist mir ans Herz gewachsen. Unsere Männer sind ein ganz besonderer Haufen! Sie haben es einfach nicht verdient, derart verheizt zu werden.«

Der Marschall verspürte eine tiefe Erleichterung darüber, daß Ali Azimi tatsächlich der ganze Kerl war, für den er ihn immer gehalten hatte. Also gab er ihm den Zuspruch, den er brauchte: »Ich verstehe Sie besser, als Sie vielleicht glauben, Oberst. Letzten Endes kommt jeder Befehl, der einen unserer Soldaten das Leben kostet, von mir. Und glauben Sie mir, das fällt einem nicht leichter, je häufiger es passiert – eher das Gegenteil ist der Fall.

Und unsere Gorger liegen mir genauso am Herzen wie Ihnen, auch wenn sie im Labor gezüchtet wurden – das ändert nichts daran, daß sie denkende und fühlende Wesen sind. Aber sie sind auch Soldaten, und sie wurden genau für Einsätze wie diesen erschaffen.

Glauben Sie mir, ich gebe diesen Befehl alles andere als leichtfertig, aber nach dem Fiasko der Operation ›Reinemachen‹ habe ich keine andere Wahl. In China geht es nicht um Sie, um mich oder um die Gorger: Das Schicksal der ganzen Welt steht auf dem Spiel. Und für die Rettung von Erde und Menschheit darf uns kein Opfer zu groß sein. Dies ist der Tag, an dem wir uns unserer Verantwortung stellen müssen – unserem Schicksal!«

*

Zwei Stunden später starteten zwölf vollbeladene Me 838 aus der Bärenhöhle, weitere Maschinen wurden gerade mit zusätzlichen Waffen, vor allem aber Sprengstoffen beladen und würden in wenigen Minuten folgen.

Die Gorger an Bord waren natürlich aufgeregt, brannten regelrecht auf ihren ersten heißen Einsatz.

Das Kunstwesen mit der Ordnungsnummer 233 und dem Namen Sefa (ihre Namen suchten sich die Gorger selbst aus, sobald sie alt genug dazu waren) diente als Scharkommandant, war also so etwas wie ein Unteroffizier – der höchste Rang, den ein Gorger erreichen konnte. Wenn Sefa nur atmete, klimperte es vernehmlich auf seiner breiten Brust, so viele Orden und Ehrenzeichen prangten auf seiner roten Uniform. Ali Azimi hatte eine besondere Zuneigung zu Sefa entwickelt, die von dem offenbar erwidert wurde.

»Wann kämpfen, Oberst?« knurrte er freundlich grinsend und entblößte dabei sein Raubtiergesicht. Angesichts dieser Freundlichkeit wäre manche alte Dame glatt ihn Ohnmacht gefallen vor Schreck.

Ali sprach langsam und akzentuiert, damit der Gorger ihm folgen konnte: »Ihr zieht jetzt alle eure Kampfanzüge an und die Tarnbahnen über die Helme. Danach legt ihr euch schlafen, damit ihr ausgeruht seid, wenn ihr in den Einsatz dürft. Unser Flug wird fast 20 Stunden dauern.«

Sefa sah den Offizier fragend an, und Ali erinnerte sich daran, daß die Gorger ihre Probleme mit Zahlen hatten. »Wir fliegen fast einen ganzen Tag lang.«

»Tag? So lang? Wir schlafen!« Sefa ging zu seinen Artgenossen und verständigte sich grunzend und gestenreich mit ihnen. Gehorsam legten sie ihre Uniformen ab, stiegen in die getarnten Kampfanzüge und rollten sich dann auf den Matten aus ihrem Marschgepäck zum Schlaf zusammen.

Bald war das Grunzen und Schnarchen der Gorger lauter als das gleichmäßige Dröhnen der TL-Geräte des Flugzeugs. Ein liebevolles Lächeln huschte über Azimis Gesicht, als er sah, wie

viele der großen Burschen im Schlaf ihren Daumen in den Mund steckten.

Offiziere und menschliche Unteroffiziere hatten noch viel Arbeit vor sich, bevor auch sie etwas Schlaf finden konnten. Azimi stieg die Treppe ins obere Deck des Transportbehälters hinauf, der in dieser Maschine allein den Menschen vorbehalten war. Gemeinsam mit seinen Offizieren und Unteroffizieren studierte er den vom OKT entwickelten Einsatzplan, der auf die Festmaterialspeicher ihrer tragbaren Rechner kopiert worden war.

*

Während Magnus Wittmann mit dem iranischen Botschafter noch Gedanken darüber austauschte, was man in dieser verfahrenen Situation am besten unternehmen könne, kam ein bärtiger Revolutionsgardist in den Kellerraum und flüsterte dem Diplomaten etwas ins Ohr. Der wurde bleich.

»Das… das können die doch nicht wagen!« stammelte er.

»Was ist los, Herr Botschafter?« wollte Magnus wissen.

Der Angesprochene bedeutete ihm mit einer Geste, ihm nach oben zu folgen. »Die Polizei umstellt das Botschaftsgelände mit Panzerwagen! Soeben hat der Polizeipräsident persönlich angerufen und Ihre Auslieferung verlangt, Wittmann! Woher wissen die überhaupt, daß Sie hier sind?«

»Soviel zu Ihrer ›abhörsicheren‹ Leitung zu den Chinesen«, knurrte Magnus. »Was haben Ihre Mitarbeiter gesagt?«

»Noch gar nichts. Aber der Polizeipräsident ist noch in der Leitung. Ich werde ihm jetzt erst einmal erklären, daß ich nicht weiß, von wem er spricht, und daß ich schon gar keinen Deutschen unter meinem Dach beherberge. Allein die Abriegelung meiner Botschaft ist ein krasser Verstoß gegen das Völkerrecht. Einen Sturm können die zwar nicht wagen… aber ich fürchte, sobald Sie die Botschaft verlassen, werden Sie als Terrorist erschossen, Wittmann!«

*

Kaum hatte Generalmajor Geyer das Flugdeck der »Hindenburg« verlassen, ließ er sich eine Verbindung in die Kommandozentrale geben.

Eine Viertelstunde später (das Schiff war wirklich groß!) traf er sich in einem kleinen Besprechungsraum mit Hellmuth von Schirlitz. Die Unterredung fand unter vier Augen statt.

Der Kommandant des Flugzeugträgers rief einige Dateien auf den großen Flachbildschirm an der Wand.

»Wittmann sitzt in der Berliner Botschaft des Iran fest. Sein Bericht deutet ebenso wie der einer Reihe anderer Agenten darauf hin, daß wir ganz gezielt in eine Falle gelockt wurden. Es gab niemals Pläne der AIn, Nordwesteuropa atomar zu verseuchen!«

Heinrich Geyer schüttelte ungläubig den Kopf. »Aber wozu? Nur um der vagen Aussicht willen, die ›Hindenburg‹ zu versenken und uns dadurch zu schwächen? Die müssen doch wissen, daß wir mittlerweile über wesentlich modernere Waffensysteme verfügen. Selbst wenn es ihnen gelungen wäre, dieses Schiff zu zerstören, hätten sie uns damit nur kurzzeitig geschwächt. Aber jetzt können sie unsere Existenz nicht mehr länger vor der Weltöffentlichkeit verbergen – letztlich hat ihnen die ganze Sache mehr geschadet als genutzt!«

»Hinter dieser heimtückischen Aktion steckt leider noch viel mehr!« Von Schirlitz rief eine Karte Chinas auf den Schirm, in die zahlreiche militärstrategische Zeichen eingetragen waren. »Egal, ob es ihnen nun gelang, mein Schiff zu versenken oder nicht – wir mußten unsere Kräfte für den Einsatz in England so sehr bündeln, daß wir praktisch kaum noch Reserven hatten, vor allem was die Luftwaffe angeht. Und genau darum ging es denen: Während wir hier unsere Kraft vergeuden, stoßen die Lakaien der AIn auf der anderen Seite des Globus gegen die Zentren der chinesischen Stahlindustrie und zahlreiche große Kohlekraftwerke vor. Sie wollen den Ausstoß dieses für ihre Herren tödlichen Gases entscheidend und auf Dauer senken. Es war ihnen natürlich klar, daß wir uns das nicht bieten lassen würden, und deswegen haben sie unsere Kräfte hier gefesselt.

Ein raffinierter Schachzug, das muß man denen lassen. Und es

deutet alles darauf hin, als sei der Plan zu der gesamten Operation in Berlin entstanden! Offenbar haben die AIn-Lakaien noch mehr Einfluß auf die Regierungen des Westens, als wir bisher schon befürchtet haben!«

»Das… das ist…« Geyer suchte nach dem richtigen Wort. »Perfide… ja: Das ist perfide! Allein die zweite Panzerdivision hat 98 Tote und mehr als 200 teils schwer Verwundete zu beklagen. Und wenn ich das richtig sehe, haben auch Sie Piloten verloren, General!«

»Vier gute Männer, ja.« Nachdenklich wiegte von Schirlitz den Kopf, setzte an, etwas zu sagen, schwieg dann aber.

Geyer sah ihm direkt in die Augen, und im Blick des Generalmajors war etwas Wölfisches. »102 gute Männer gestorben… für nichts und wieder nichts? Wollen wir uns das wirklich bieten lassen?«

»Nein. Ich habe mit dem OKT gesprochen. Bärwolf und sein Generalstab sind zwar nach wie vor strikt gegen jede offensive Operation, aber sie sind wie wir der Ansicht, daß die Westmächte diesmal zu weit gegangen sind. Ich habe Auftrag, ihnen einen gehörigen Denkzettel und eine allerletzte Warnung zukommen zu lassen. Während wir hier reden, schwenkt das Schiffe gerade auf Nordkurs. Unser Vorhaben dürfte Ihnen gefallen, Heinrich.«

»Verraten Sie mir auch, worum es geht?«

»Mit dem allergrößten Vergnügen. Etwa bis zum 60. Breitengrad fahren wir stur nach Norden, und dann schwenken wir…«

*

Die großen Messerschmitts schwebten in einer langen Kette auf die Wiesen am Ufer des Jungtingho ein. Eine Abordnung aus Offizieren der chinesischen »Volksarmee« erwartete sie und machte ziemlich große Augen, als die gewaltigen Flugzeuge völlig problemlos auf dem holprigen Untergrund aufsetzten und ausrollten.

Wie überall auf der Welt waren auch in Rotchina bisher nur kleine Kreise in der Regierung über die Existenz Thules infor-

miert. Die Offiziere, die hier standen, waren erst vor wenigen Stunden über das Vorhandensein der so unerwartet aufgetauchten Verbündeten informiert worden. Die meisten von ihnen sprachen exzellentes Deutsch. Die älteren hatten noch eine Ausbildung bei der NVA* mitgemacht, die jüngeren hatten fast alle in Deutschland studiert.

Doch auf die ultramodernen Flugzeuge, die ihre technische Überlegenheit so augenfällig demonstrierten, indem sie dort landeten, wo jedes andere Flugzeug – vor allem jedes andere Flugzeug dieser Größe! – havariert wäre, starrten sie mit großen Augen, in denen nun auch die Hoffnung wieder schimmerte. Denn angesichts des unerwartet heftigen Vorstoßes der Amerikaner hatten sie die eigentlich schon aufgegeben.

Noch größer wurden die Augen der Chinesen, als die Messerschmitts ihre massigen Frachtbehälter absetzten, sofort wieder zum Start anrollten und sich in den Morgendunst erhoben.

Die Tore der abgestellten Frachtbehälter öffneten sich, und Gorger auf leichten, aber starken Geländemotorrädern rollten heraus. Jede der massigen Gestalten hatte ein Sturmgewehr und einen Raketenwerfer auf dem Rücken sowie Sprengstoffe und Minen in Gepäcktaschen.

»Affenmänner!« stieß der höchste Offizier der Gruppe, Generalleutnant Tschiang, schließlich hervor. »Dieser geheime Staat Thule schickt uns Affenmänner auf Motorrädern zum Kampf gegen die Amerikaner und ihre Panzer? Das glaube ich einfach nicht!«

Sein Erstaunen wurde noch größer, als zwei der Lastbehälter kleine allradgetriebene Aufsitzfahrzeuge** ausspuckten, die jeweils einen einachsigen Hänger zogen. Die Hänger waren voll mit Munition und anderen militärischen Nachschubgütern.

Endlich kamen auch menschliche Soldaten zum Vorschein. Ali Azimi verließ mit seinem Stab den Transportbehälter, des-

---

* Nationale Volksarmee der untergegangenen »DDR«

** sogenannte »Quads«

sen obere Ebene die mobile Kommandoanlage enthielt, von der aus die Gorger gesteuert werden sollten. Denn die Thule-Soldaten selbst würden sich aus den Kämpfen heraushalten. Den Hybriden wären sie sowieso nur im Weg.

Azimi kam auf die Chinesen zu, während sich Kempowski am Flußufer darum bemühte, die Gorger in einer halbwegs anständigen Formation antreten zu lassen. Unwillkürlich zog er den Kopf ein, als eine Staffel MiG 29 im Tiefflug über das Tal donnerte. Die Rote Armee hielt sich an ihren Teil der Vereinbarung und stellte die besten Maschinen, die ihr noch geblieben waren, für die Absicherung des Luftraums bereit.

Zackig salutierte Ali vor den Asiaten, von denen keiner größer war als er.

Tschiang starrte mit großen Augen auf seine nachtschwarze Uniform mit dem Gotenadler am Kragenspiegel. Schließlich fragte er fast zögernd: »SS…?«

Azimi mußte unwillkürlich grinsen: »Nein, General! Wenn schon, dann höchstens TT – Thule-Truppen, um genau zu sein. Die Zeiten der SS sind ein für allemal vorbei! Wir verfolgen höhere Ziele als den Kampf für Deutschland. Wir kämpfen für die ganze Welt!«

Der Chinese entspannte sich. Der Oberst lud ihn ein, gemeinsam mit seinen Offizieren den Gorger-Einsatz aus der mobilen Kommandozentrale zu verfolgen. »Haben Sie die Boote bereitgestellt, die wir brauchen?«

Tschiang nickte. »Sturmboote der Pioniere. Sie warten zwei Kilometer flußabwärts in getarnten Uferstellungen!«

»Dann also los!« Ali führte die Chinesen in den Einheitsfrachtbehälter, mit dem er hergekommen war, und stieg die Treppe ins Oberdeck hinauf. Hier saßen Offiziere und Unteroffiziere der Thule-Truppen vor Kontrollpulten mit großen Bildschirmen.

»Die Truppführer unter unseren Gorgern haben winzige Kameras an ihren Helmen. Über die sehen wir, was sich an der Front ereignet, und können notfalls sofort die entsprechenden Befehle geben.«

»Über Funk?« Der Chinese zeigte sich verwundert. »Ich

dachte immer, ein Geheimnis des militärischen Erfolges der Deutschen wäre die Führung der Truppe durch Offiziere unmittelbar an der Front gewesen.«

»An diesem Prinzip hat sich bis heute nichts geändert, Herr Generalleutnant! Nur bei einem Einsatz der Gorger ist das anders. Menschliche Offiziere stünden denen nur im Weg. Sie werden gleich verstehen, was ich meine.« Und dann erging der Befehl an die Gorger, sich in Bewegung zu setzen.

Time to live, time to lie.
Time to laugh, time to die.
Take it easy baby.
Take it as it comes.

(Ramones – Krieger/Morrison/Manzarek/Densmore)

13. China

Die Gorger rückten mit ihren Motorrädern blitzschnell vor. Die Maschinen waren dank ihrer modernen Zweitaktmotoren ebenso leicht wie leistungsfähig. Auch die kleinen Allradler wurden von Zweitaktern angetrieben, die bei halbem Gewicht doppelt soviel Pferdestärken abgaben wie Ottomotoren.

Auf den Bildschirmen in der Kommandoeinheit, die mittlerweile wie die anderen Frachtbehälter unter einem Tarnnetz verborgen war, verfolgten die Offiziere, wie die Truppe die chinesischen Sturmboote erreichte. Nachdem deren Besatzungen ihre Überraschung überwunden hatten, entfernten sie die Tarnungen und setzten 475 Gorger ans andere Ufer über. 25 von ihnen waren Nachschubspezialisten.

Wie in unzähligen Übungseinheiten einstudiert, rückte die Truppe an beiden Ufern in den Bereich vor, in dem die Entscheidungsschlacht stattfinden sollte. Hier zwängte sich der Jungtingho durch einen hohen Bergrücken. Das Tal, das er in den Fels geschnitten hatte, war relativ eng, so daß die Amerikaner ihre Panzer an dieser Stelle konzentrieren mußten. Ein Ausweichen war nicht möglich.

Da Azimi nicht wußte, auf welchem Ufer die Angreifer vorrückten – die Aufklärungsabteilungen der Chinesen hatten extreme Verluste hinnehmen müssen –, ließ er beide verminen. Für solche Arbeiten waren die Gorger geradezu ideal. Wenn sie erst einmal etwas begriffen hatten, führten sie es rasch und dank ihrer enormen Körperkräfte mit hoher Effektivität aus.

Als die Gorger die Aufgabe abgeschlossen hatten, gaben die (menschlichen) Gorgerführer in der Kommandozentrale den (gorgerischen) Truppführern über Helmfunk die Anweisung, in den steilen Hügeln zu beiden Seiten des Minenfeldes in Stellung zu gehen und Deckung zu nehmen.

Das wiederum fiel den Gorgern schwerer, denn der Gorilla in ihnen wollte vor allem eines: spielen, möglichst ununterbrochen. Doch sie zogen die Köpfe ein, als die ersten amerikanischen Hubschrauber auftauchten.

Die Kampfanzüge der Gorger waren nicht nur durch ihr optisches Muster getarnt, sie diffundierten auch die Körperwärme ihrer Träger effektiv, so daß zumindest bei Tag und bei Sonnenschein kaum verräterische Infrarotmuster entstanden. Darüberhinaus rechneten die Amerikaner offenbar nicht mit nennenswertem chinesischem Widerstand, so daß ihre Aufklärer eher oberflächlich vorgingen.

Wenig später tauchten schwere Geländefahrzeuge und Schützenpanzer auf – die Vorhut. Auch jetzt wurden die Gorger zu absolutem Stillhalten verdonnert. Und – sie schafften es. Oberst Azimi war stolz auf »seine Jungs«. Die harte Ausbildung hatte sich gelohnt.

Und dann donnerte endlich die Hauptstreitmacht der Amerikaner heran. Ihre Panzer vom Typ »Abrams« hatten ein unverkennbares spezifisches Antriebsgeräusch, denn im Gegensatz zu allen anderen Kampfpanzern weltweit wurden sie nicht von einem Hubkolbenmotor, sondern von einer Gasturbine angetrieben. Weshalb die Amis einen derart unkonventionellen Antrieb für ein höchsten Belastungen ausgesetztes Kampffahrzeug gewählt hatten, war außer ihnen selbst wohl niemandem klar. Selbst für einen einfachen Ölwechsel war es notwendig, den Motor komplett auszubauen.

Aber bei dem, was jetzt kam, würde nicht der Motor, sondern vor allem die Panzerung ihre Nehmerqualitäten beweisen müssen. Auf einen knappen Befehl Azimis wurden die Minen mittels Funkbefehl scharfgemacht. Der Thule-Offizier beglückwünschte sich insgeheim zu seinem Entschluß, beide Flußufer zu verminen. Denn die Amerikaner rückten auch auf beiden Ufern vor. Sie wollten anscheinend so wenig Zeit wie möglich verlieren.

Doch nicht immer bekam man das, was man wollte.

Der erste Panzer explodierte mit mächtigem Getöse, denn die von den Gorgern vergrabenen Panzerabwehrminen des Typs »Inferno 3a« verfügten nicht nur über eine mächtige Sprengladung, sondern auch über einen Sekundenbruchteile vorher gezündeten ultraheißen Plasmastrahl, der sich durch jede noch so starke Bodenplatte fraß.

Sobald sich der glutheiße Strahl ins Innere des Panzers durchgefressen hatte, brachte er die Bordmunition zur Explosion. In der Regel explodierte zum gleichen Zeitpunkt die Sprengladung der Mine – das Inferno war vollkommen. Diese Mine war zwar effektiv, aber auch äußerst brutal: Die Panzerbesatzungen hatten so gut wie keine Überlebenschance.

Die Explosion war das Signal für die Gorger, die sich nun aus ihren getarnten Stellungen an den Hängen rechts und links erhoben und wie tausendmal geübt ihre Raketenwerfer abfeuerten. Der »Panzerblitz V« war eine kleine tragbare Rakete mit automatischem Zielsuchkopf und Tandem-Hohlladung. Einmal abgefeuert, suchte die Waffe selbsttätig den Weg ins Ziel. Weitere Panzer wurden vernichtet.

Die Amerikaner versuchten, rückwärts aus dem Minenfeld zu entkommen. Da das aber erst scharfgeschaltet worden war, nachdem sie schon weit hineingefahren waren, explodierten Minen jetzt an Stellen, die sie vorhin gefahrlos passiert hatten. Zusätzlich sorgten die zahlreichen »Panzerblitz«-Einschläge für weitere Verwirrung.

Doch dann kamen die Hubschrauber. Ein ganzer Schwarm AH-64 »Apache« donnerte über dem Fluß heran. Da die amerikanische Aufklärung vor allem auf chinesische Panzer geachtet,

aber keine gefunden hatte, waren die Hubschrauber nur in Bereitschaft gehalten worden.

Die AH-64 war ein zweisitziger, teilgepanzerter Hubschrauber vor allem für den Panzerkampf. Die zahlreichen Raketen, die die Maschinen tragen konnten, nutzten ihnen gar nichts gegen die Gorger. Aber die unter dem Bug montierte »chain gun«* des Typs M 230 war dafür um so gefährlicher: Die Waffe war mit dem Kampfhelm des Piloten gekoppelt und zielte stets dorthin, wohin er blickte. Er mußte also nur auf ein Ziel schauen und den Abzug betätigen, und die Geschosse trafen mit tödlicher Präzision. Die M 230 verschoß maximal 630 Dreizentimetergranaten in der Minute, hatte also eine recht hohe Feuerdichte. Allerdings konnte der Hubschrauber nur 1200 Geschosse mitführen, so daß ihm relativ schnell die Munition ausging, wenn er sich nur auf seine Bordkanone verlassen mußte.

Die kleinen Granaten waren keine Sprenggeschosse, sondern bestanden aus abgereichertem** Uran. Durch die meisten Panzerstähle gingen diese Geschosse wie das sprichwörtliche heiße Messer durch die Butter. Im Kampf gegen die Gorger allerdings bedeutete das, daß die Kanone auf die Funktion eines MG reduziert war: Wirkung entfaltete sie nur durch direkte Treffer, nicht durch Explosionen.

Doch auch das genügte, um schreckliche Ernte unter den Gorgern zu halten: Trotz all ihrer Kraft und Stärke waren sie natürlich nicht mit einem Panzer vergleichbar. Wurden sie von einem solchen Geschoß getroffen, platzten sie auf wie eine überreife Frucht.

Da explodierte der erste Hubschrauber: Chinesische MiGs jagten über das Tal und setzten Fla-Raketen ein. Allerdings zeigte sich hier wie schon tags zuvor am Hard Knott Pass, daß schnelle Düsenjäger nur begrenzt wirksam waren gegen wen-

---

* Kettenkanone: Der Verschluß wird über eine Kette von einem rund 3 PS starken Elektromotor angetrieben, so daß es auch bei Munitionsversagern niemals zu einer Ladehemmung kommt.

** nicht radioaktivem

dige Hubschrauber mit gut ausgebildeten Piloten. Eine Reihe von ihnen ließen ihre Maschinen fast auf der Stelle drehen und jagten den Chinesen ihrerseits Luftabwehrraketen hinterher. Eine MiG 29 wurde getroffen und drehte mit qualmendem Steuerbordtriebwerk ab. Zum Glück reichte das andere noch, um sie aus der Gefahrenzone zu tragen.

Aber die Ablenkung durch die Chinesen genügte den für den Nachschub verantwortlichen Gorgern, um mit den Anhängern ihrer kleinen Fahrzeuge tragbare Luftabwehrraketen nach vorn zu bringen.

Die »Friedensengel II« war ein einfaches Geschoß mit Feststofftreibsatz und kleinem Sprengkopf, das von einem einzigen Mann aus einem Werferrohr verschossen werden konnte. Ähnlich wie die große Max X hatte sie einen Geräuschsuchkopf, der über ein kleines Bedienfeld am Werfer programmiert werden konnte.

In der Version für die Gorger war dieses Bedienfeld deutlich größer und bestand nur aus ein paar Tasten mit Flugzeugsymbolen. Programmiert wurden die Werfer schon vor jedem Einsatz auf die Flugzeuge, mit denen die Hybriden konfrontiert werden konnten.

Nun mußten Sie nur noch die Taste mit dem Hubschrauber drücken und den Abzug betätigen – den Rest erledigte die Rakete von allein.

Der Abgasstrahl der »Friedensengel« brannte zwar praktisch rauchfrei, aber die Hitzespur war für die entsprechend ausgerüsteten Hubschrauberpiloten nicht zu übersehen. Sie mußten nur die Stelle anblicken, an der eine Rakete gestartet worden war, und den Abzug betätigen. Erneut veranstalteten die Bordkanonen ein blutiges Gemetzel unter den Gorgern – bis die Raketen einschlugen.

Die erste Welle holte 21 Maschinen vom Himmel. Die anderen begannen mit wilden Ausweichmanövern, doch der »Friedensengel II« verwirklichte mit tödlicher Präzision das Ziel, für das er gebaut worden war: Er sorgte für Frieden am Himmel.

Nachdem die Amerikaner mehr als 50 Hubschrauber verloren hatten, suchten die Überlebenden ihr Heil in der Flucht. Doch so

schnell gaben die amerikanischen Truppen nicht auf. Auf dem von rauchenden Panzerwracks gekennzeichneten nun sicheren Pfad durch das Minenfeld rückten schnelle Schützenpanzer vor. Drei von ihnen, die seitlich zu weit vom Weg abwichen, wurden Opfer der Minen, einen weiteren erwischte der »Panzerblitz«. Doch dann spuckten sie ihren Inhalt aus: schwerbewaffnete amerikanische Infanteristen. Und während die im Kugelhagel der Gorger den Flanken der Hügel entgegenstürmten – ein Infanterist konnte bedenkenlos auf eine Panzerabwehrmine treten, weil sein Gewicht nicht ausreichte, um den Zünder auszulösen – wendeten die Schützenpanzer und fuhren mit Höchsttempo zurück, um Platz zu machen für weitere Fahrzeuge, die auf dem gleichen sicheren Weg weitere Männer nach vorne brachten.

Der sich nun entspannende Kampf Mann gegen Mann war genau das Szenario, für das die Gorger entwickelt worden waren. Sie waren normalen Menschen nicht nur an Tempo und Körperkraft überlegen.

Die Hybriden waren im Labor regelrecht *konstruiert* worden. Ihre große Kraft war das Ergebnis extrem dichter Muskeln, die den Körper von allen Seiten schützten.

Organe und lebenswichtige Blutgefäße lagen tief unter dieser Muskulaturschicht, deren völlig andersartige Faserstruktur ähnlich wirkte wie Kevlargewebe: Gewehr- und Pistolenkugeln wurden abgebremst.

Die Amerikaner erlebten einen gewaltigen Schock, als sie die ersten Gorger mit Garben aus ihren Sturmgewehren eindeckten und die weiterliefen, als sei nichts geschehen. Ebenso wie die Thule-Hybriden verwendeten die Angreifer besondere Munition, die dafür ausgelegt war, Schutzwesten zu durchschlagen. Das tat sie zwar (trotz ihrer besonderen Konstitution trugen natürlich auch die Gorger Schutzwesten), blieb dann aber in der einzigartigen Muskulatur der künstlichen Geschöpfe stecken. Auch Treffer in Armen und Beinen steckten sie anscheinend klaglos weg, und ihre Kampfhelme erwiesen sich als undurchdringlich für Projektile.

Selbst ein Treffer mitten ins Gesicht schaltete einen Gorger nicht unbedingt aus. Das Schmerzempfinden der Hybriden war

deutlich reduziert worden – aber sie spürten die Treffer natürlich trotzdem und reagierten mit entsprechender Wut.

Die Amerikaner wurden vom blanken Entsetzen gepackt, als sich brüllende Monster in Kampfmontur auf sie stürzten, die auch von zehn oder zwanzig Kugeln im Leib nicht aufzuhalten waren.

Größte Nachteile der Gorger waren ihre nur begrenzte Intelligenz und ihre hohe Triebhaftigkeit. Wurde eine bestimmte Schwelle des Adrenalinspiegels überschritten, vergaßen sie beinahe alles, was sie sich mühsam antrainiert hatten. Diese Eigenheit war bei Ausbildung und Ausrüstung der Gorger bedacht worden.

So trug jeder von ihnen neben seinen modernen Waffen ein 30 Zentimeter langes Kampfmesser aus Wotanstahl. Es war nadelspitz und hatte an der einen Seite eine Schneide, mit der man Haare spalten konnte. Die andere Seite der Klinge wies eine Art Sägezahnprofil auf. Es wurde gebildet von gebogenen Dreiekken, die an kleine Rückenflossen von Haien erinnerten. Die Spitze zeigte zum Heft des Messers hin. An der Vorderseite waren diese Sägezähne ebenso scharf wie die Messerschneide, an der Rückseite hingegen stumpf und recht dick. Außerdem waren sie abwechselnd um etwa 15 Grad nach oben und unten schräg angesetzt.

Dieses Messer war speziell für die Gorger-Einheiten entwikkelt worden. Denn so oft man es ihnen in den Übungen auch beibrachte, in einer realen Kampfsituation waren die Hybriden einfach nicht in der Lage, ein Messer nach dem Stich im Körper des Feindes herumzudrehen, um so ein Verschließen der Wunde zu verhindern. Da andererseits Kraft für einen Gorger keine Frage war, konnte man ihn mit einer Waffe ausrüsten, die sowohl beim Zustechen als auch beim Herausreißen einen erhöhten Kraftaufwand erforderte. Das spezielle Messer dieser Truppe riß fürchterliche Wunden, die zur sofortigen Kampfunfähigkeit des betroffenen Gegners führten.

So kam es, das sich auf beiden Hängen rechts und links des Jungtingho bald zahlreiche schwerverletzte Soldaten schreiend am Boden wanden und die Blutungen ihrer Wunden mit den

Händen zu stillen versuchten. Andere, denen die Gorger mit ihren Raubtiergebissen die Kehlen zerfetzten, mußten weniger Schmerzen ertragen, denn sie starben auf der Stelle.

Allerdings erlitten auch die Kämpfer Thules hohe Verluste, denn die Amerikaner hatten für diesen Vorstoß ihre besten Männer ausgewählt. Die erkannten rasch, daß man den »Ungeheuern«, mit denen sie konfrontiert waren, nur durch einen gezielten Schuß ins Gesicht (oder besser noch mehrere), mit Handgranaten oder dem auf das Gewehr gepflanzten Bajonett beikommen konnte.

Doch für einen Gorger, der starb, ließen zehn Amerikaner ihr Leben. Und die sahen voller Schrecken, wie sich die toten Gegner von innen heraus auflösten und in stinkende Klumpen zähflüssigen Schleims verwandelten. Die von den Lebenszeichenmonitoren gesteuerten Säurekapseln arbeiteten einwandfrei.

Die Schrecksekunde beim Anblick dieses widerwärtigen Vorgangs kostete einige weitere Amerikaner das Leben. Am Monitor in der Kommandoeinheit sah Ali Azimi mit einer Mischung aus Faszination und Entsetzen, wie sein Liebling Sefa auf einen Amerikaner losging, der der letzte Überlebende seines Zugs war und den Gorger neben Sefa mit einer Geschoßgarbe ins Gesicht tötete.

Offenbar hatte Sefa diesen Kameraden besonders gemocht, denn er fiel wie ein Rasender über den Soldaten her, packte dessen Kopf und drehte ihn einmal um 360 Grad herum. Schlaff wie eine Gliederpuppe fiel der Schütze zu Boden, zuckte nicht einmal mehr. Sefa wandte sich einer neuen Gruppe Amerikaner weiter hangabwärts zu, die ihn ebenso verzweifelt wie vergeblich unter Feuer nahm.

Noch einmal warfen die Angreifer Schützenpanzer nach vorn. Die Gorger konnten gerade noch drei von ihnen abschießen, denn die Kommandos der Offiziere drangen zu den meisten einfach nicht mehr durch. Sie wollten von Mann zu Mann kämpfen – nur noch die wenigsten von ihnen waren in der Lage, sich so weit »abzukühlen«, daß sie sich ein Werferrohr schnappen und einen »Panzerschreck« abfeuern konnten.

Die frisch herangeführten Soldaten hatten Panzerfäuste dabei,

die sie gegen die Gorger einsetzen wollten, aber das erwies sich fast immer als unmöglich, weil die in Nahkämpfe verwickelt waren und man mit den schweren Waffen auch die eigenen Leute erwischt hätte. Aus dem gleichen Grund mußten die Maschinenkanonen der Schützenpanzer schweigen.

Am Ende setzte sich die schiere Zahl der Amerikaner durch. Azimi befahl natürlich auch die Nachschub-Gorger in den Kampf, doch gegen die zahlenmäßige Überlegenheit der Angreifer hatten die Hybriden keine Chance. Allerdings war dieser Sieg teuer erkauft – zu teuer.

Dank des übermenschlichen Einsatzes der Thule-Sondertruppe beliefen sich die Verluste der Amerikaner auf fast 90 Prozent. Auf diesen Augenblick hatten die Truppen Generalleutnant Tschiangs gewartet. Aus getarnten rückwärtigen Stellungen rückten sie zum Angriff vor und attackierten die Reste der Panzerdivision frontal. Zwar waren sie überwiegend nur mit Gewehren, Handgranaten und einigen Panzerfäusten ausgerüstet, aber sie machten die materialmäßige Überlegenheit der Amerikaner durch ihre gewaltige Übermacht wett.

Tschiang verabschiedete sich: »Das werden wir Ihnen und Ihrem Reich Thule niemals vergessen, Oberst Azimi! Das Opfer Ihrer Monstersoldaten hat Schanhsi gerettet und uns in die Lage versetzt, die Imperialisten zurück ins Meer zu treiben!«

Der Chinese eilte zu dem offenen Geländewagen, der ihn an die Front zu seiner Truppe bringen würde.

Die von den Aufklärungssatelliten gelieferten Bilder zeigten die Reste der amerikanischen Panzerdivision auf einem überhasteten, ungeordneten Rückzug, verfolgt von einer schier unüberschaubaren Zahl Rotchinesen. Der Sieg war grandios – doch um welchen Preis? Die Monitore zeigten, daß von den ursprünglich tausend Gorgern nur noch 18 lebten. Die bekamen den Befehl, zur Landestelle zurückzukehren.

Ali war erschüttert über den Verlust so vieler großartiger Kämpfer und Kameraden. Sicher, sie waren im Labor gezüchtet worden, um ihr Leben im Kampf für die Menschheit zu opfern, aber das machte es ihm nicht leichter, den ungeheuren Blutzoll zu verdauen – vor allem auch deshalb, weil dieser Einsatz dem

kommunistischen System Chinas geholfen hatte, das er zutiefst verabscheute. Aber hier und heute war es nicht darum gegangen, Kommunisten zu helfen – das Überleben der Menschheit hatte auf dem Spiel gestanden.

Heute hatte man gesiegt, doch wenn die Menschen wirklich auf Dauer gegen die AIn bestehen wollten, würden sie lernen müssen, ideologische und sonstige Differenzen beiseitezuwischen, aufzustehen und sich zu wehren wie *ein* Mann. Ali wußte nicht, ob man es wirklich jemals so weit bringen würde.

Er forderte über Funk die Rückkehr der Transportflugzeuge an, aber der Kommandant der Messerschmitts erklärte, daß das zu gefährlich sei. Die großen Transporter waren nur bedingt tarnkappenfähig – und wurden von den Amerikanern angepeilt, wie die Bordgeräte einwandfrei feststellten. Da man keinen Jagdschutz zur Verfügung hatte, würden die Maschinen die Landezone nicht erneut anfliegen und eine Konfrontation mit amerikanischen Abfangjägern riskieren.

Es erschien dem Kommandanten zu riskant, sich auf die chinesische Luftwaffe zu verlassen. Für die wenigen Überlebenden war ausreichend Platz in der Reichsflugscheibe I 24, die in wenigen Minuten vor Ort sein würde.

Azimi bekam den Befehl, die Thermitladungen in den Transportbehältern scharfzumachen.

Die Kämpfer Thules hinterließen keine Spuren, wenn es sich nur eben vermeiden ließ.

Er studierte die Anzeigen der Lebenszeichenmonitore. Außer den 18 Überlebenden gab es noch etwa 100 Gorger da draußen, die verwundet waren und geborgen werden konnten.

Major Dieter Kempowski nahm einige Einstellungen an seinem Kontrollpult vor. Ali sah ihn überrascht an: »Was machen Sie da?«

»Ich bereite die Abschaltung der Lebenszeichenmonitore der verwundeten Gorger vor, so wie es der Einsatzplan vorsieht.«

»Aber dann werden sie sterben! Nach Abschaltung der Monitore öffnen sich die Säurekapseln in ihren Körpern!«

»So lautet der Befehl, Oberst, und das wissen Sie auch. Kein Gorger darf einer fremden Macht lebend in die Hände fallen!«

»Noch besteht Zeit, wenigstens einige von ihnen zu bergen. Und das werden wir tun!«

»Das ist ein klarer Verstoß gegen unsere Befehle!«

»Irrtum, Major! Ich habe die Freiheit, hier nach eigenem Ermessen zu handeln, und das gedenke ich auch zu tun!«

Kempowski konnte seine Wut nur noch mühsam unterdrükken. »Sie gefährden unsere Evakuierung, und Sie gefährden die Sicherheit Thules!«

»Gar nichts gefährde ich! Bis die Flugscheibe hier ist, bleibt ausreichend Zeit! Feldwebel, nehmen Sie ein paar Männer und machen Sie alle Aufsitzfahrzeuge bereit, derer Sie habhaft werden können! Wir müssen Gorger bergen!« Der Angesprochene salutierte und nahm die Treppe nach unten, um den Befehl auszuführen.

Kempowski hatte inzwischen erkannt, weshalb Azimi die Bergung der Verwundeten so am Herzen lag: Gorger 233 gehörte zu ihnen – Sefa, der Liebling des Obersten.

Der Major fand die Zuneigung seines Vorgesetzten zu den Kunstwesen widerwärtig und konnte es nicht unterlassen, ihn vor allen anderen hier im Kommandostand zu provozieren: »Sie haben Zeit, bis die Flugscheibe aufsetzt. Dann werde ich befehlsgemäß die Lebenszeichenmonitore der Verwundeten deaktivieren.«

Ohne Vorwarnung zuckte Azimis Faust vor und krachte genau im richtigen Winkel an Kempowskis Kinn. Bewußtlos kippte der Major vom Stuhl.

»Ich hoffe, jeder von Ihnen hat gesehen, was hier gerade passiert ist«, knurrte der Oberst.

»Selbstverständlich«, grinste der junge Leutnant Scheer. »Der Herr Major ist von seinem Stuhl gefallen und hat sich dabei den Kopf angeschlagen.« Er stand auf und verbog eines der Stahlrohrbeine des leichten Sitzmöbels. »Wir müssen beim OKT darauf dringen, mit weniger anfälliger Ausrüstung in Einsätze wie diesen geschickt zu werden.«

Das allgemeine Grinsen ringsum zeigte Azimi, daß die anderen Offiziere und Unteroffiziere hinter ihm standen. Kempowski war nicht wirklich beliebt im Stab der Division »Demjansk«.

Ohne weitere Verzögerung eilte Ali ins Freie und stieg auf das Fahrzeug, das Feldwebel Herrmann für ihn bereithielt.

Vier Aufsitz-Allradler mit vier leeren Anhängern fuhren los.

Als sechs Minuten später Reichsflugscheibe I 24 am Ufer des Jungtingho landete, lagen vier verletzte Gorger auf der Wiese vor den Transportbehältern, und gerade kamen Azimi und seine Männer mir vier weiteren zurück. Sie wuchteten sie von den Hängern.

Der Oberst ließ sich eine Funkverbindung zum Kommandanten der Flugscheibe herstellen: »Wie lange können Sie mit dem Abflug noch warten?«

»Zehn Minuten sollten kein Problem sein…«

»Gut! Ich bin dann noch mal weg!«

Als die vier Männer diesmal zurückkehrten, lag auch Sefa auf einem der Hänger. Azimi sorgte dafür, daß die insgesamt zwölf verletzten Gorger in die Flugscheibe getragen wurden.

»Was ist mit den anderen Verwundeten?« fragte Leutnant Scheer. »Seit Sie losgefahren sind, sind übrigens sieben Monitore von allein erloschen, die armen Kerle also gestorben und mittlerweile aufgelöst.«

»Denjenigen, die jetzt noch draußen sind, kann keiner mehr helfen. Der Tod ist eine Erlösung für sie. Übernehmen Sie das, Leutnant. Und danach zünden Sie die Thermitladungen!«

Azimi und Scheer waren die letzten beiden Männer, die die Flugscheibe betraten. Das Außenschott schloß sich, und mit dem charakteristischen Pfeifen hob sie ab.

Trotz ihrer Größe bot eine Reichsflugscheibe vom Typ Haunebu VII nur wenig Platz. Außer der eigentlichen Besatzung von 15 Mann konnte sie etwa 50 voll ausgerüstete Infanteristen aufnehmen, die aber in den Gängen an Bord untergebracht werden mußten. So hatten es die zwölf verletzten Gorger alles andere als bequem.

Ein als Sanitäter ausgebildeter Oberfeldwebel versorgte ihre Wunden provisorisch.

Azimi kniete bei Sefa, der stark aus einer Bauchwunde blutete, aber wegen seiner genetisch bedingten Unempfindlichkeit keine Schmerzen verspürte. »In einer halben Stunde sind wir in

Thule, mein Großer«, flüsterte er ihm zu. »Da kümmern sich die Ärzte um dich, und du bist bald so gut wie neu.«

Trotz seiner Schwäche grinste der Hybride, was angesichts seines Raubtiergebisses furchteinflößend wirkte. »Gorger kämpfen gut, ja?«

»Sogar sehr gut, Truppführer! Ihr habt dem Feind die Hölle heiß gemacht! Ich möchte wetten, das gibt eine wahre Flut von Orden für euch!«

Zufrieden schloß der Gorger die Augen und gab sich der vom Blutverlust verursachten Müdigkeit hin.

Azimi hob den Kopf. Sein Blick kreuzte sich mit dem von Major Kempowski, der mittlerweile wieder zu sich gekommen war und auf seiner empörten Suche nach Zeugen für den Übergriff stets nur die stereotype Antwort bekommen hatte, ein Bein seines Stuhls habe sich verbogen, er sei gestürzt und dabei mit dem Kinn auf die Kante des Kontrollpultes gefallen.

Er begriff zwar nicht, aus welchem Grund dieser in seinen Augen dahergelaufene Perser so beliebt bei seinen Kameraden war, daß sie ohne Ausnahme riskierten, eine Falschaussage für ihn zu machen, aber er war klug genug, um zu erkennen, daß er nichts in der Hand hatte, um Ali Azimi vor ein Kriegsgericht oder auch nur vor den Offiziers-Ehrenrat zu bringen.

Doch diese Erkenntnis würde die Flamme, die seit dem Schlag in ihm loderte, nicht löschen: die Flamme des ewigen und heiligen Hasses auf den Oberst. Kempowski würde erst ruhen, wenn Azimi vernichtet war.

Und Ali sah deutlich, daß er seit heute einen Todfeind hatte, vor dem er auf der Hut sein mußte.

Sometimes I feel like screaming
Sometimes I feel I just can't win
Sometimes I feelin' my soul is as restless as the wind
Maybe I was born to die in Berlin

(Ramones – Dee Dee Ramone)

14. Platz der Republik, Berlin

Magnus Wittmann tigerte wie eine Raubkatze durch die iranische Botschaft. Die Untätigkeit, zu der er hier verdammt war, machte ihm schwerer zu schaffen als alles andere. Das Gebäude war weiterhin von einem massiven Polizeiaufgebot umstellt, und die Meldungen, die im Rundfunk verbreitet waren, klangen einfach unglaublich: Angeblich boten die Iraner in ihrer Botschaft Terroristen der el Kaida Unterschlupf, die am Tage zuvor einen schrecklichen Anschlag auf die Wiederaufbereitungsanlage im englischen Sellafield unternommen hatten.

Dabei sei derart viel Radioaktivität freigesetzt worden, daß der Küstenstreifen bis fast zum See von Windermere völlig verseucht sei, alle Einwohner dort den Tod gefunden hätten.

Wie ausgerechnet die Terroristen dieser angeblichen radioaktiven Hölle entkommen waren und es bis nach Berlin geschafft hatten, wurde in den Nachrichten dezent verschwiegen. Über die tatsächlich abhörsichere Verbindung zum OKT hatte Magnus mittlerweile erfahren, daß in dem englischen Kampfgebiet alle Zivilisten, die Kontakt mit Thule-Truppen gehabt hatten, von AIn-Lakaien umgebracht worden waren. Es gab zwar keine

radioaktive Verseuchung bei Sellafield – aber auch keinen lebenden Zivilisten, der das hätte bestätigen können.

Für elf Uhr war er zu einem erneuten Funkanruf beim OKT verdonnert, um Befehle entgegenzunehmen. Endlich war es soweit – und was ihm dann von »Bärwolf« Bittrich persönlich mitgeteilt wurde, entsprach so ganz seinem Geschmack.

Da er sich mittlerweile frei in dem Gebäude bewegen durfte, ging er direkt zum Botschafter. »Es wird Zeit für den Abschied. Ich habe einen neuen Auftrag. Man sagte mir, daß es eine Möglichkeit gibt, ungesehen von hier zu verschwinden.«

Einen Augenblick wirkte der Iraner verblüfft, dann lächelte er breit. »Ihr Geheimdienst ist wirklich unglaublich gut informiert. Gibt es überhaupt etwas, das der nicht über uns weiß?«

»Man sollte die Hoffnung nie aufgeben, Herr Botschafter!«

»An Ihnen ist ein Diplomat verlorengegangen, Herr Wittmann!« Er stand auf. »Kommen Sie, ich werde Sie persönlich zu unserem kleinen Geheimnis führen… oder kann ich sonst noch etwas für Sie tun?« fügte er hinzu, als er die ablehnende Miene des anderen sah.

»In der Tat. Ich müßte vorher noch einmal ein Badezimmer benutzen!«

*

Vor dem Spiegel zog sich Magnus Wittmann die Folie vom Gesicht, die ihn in Erol Bülbül verwandelt hatte. Als ihre Innenseite mit der Luft in Kontakt kam, trocknete sie minutenschnell aus und zerfiel zu Staub.

Nun wusch er sich noch die dunkle Farbe aus den Haaren und war endlich wieder der blonde Recke, als den man ihn kannte – und der in Deutschland per Haftbefehl gesucht wurde.

Der Botschafter war mehr als erstaunt über die dramatische Verwandlung seines Gastes, behielt seine Verwunderung aber für sich. Er führte ihn erneut in den Keller des Gebäudes. Auf erstaunte Blicke einiger Revolutionsgardisten, denen sie unterwegs begegneten, reagierte er mit höchst grimmiger Miene, was jede weitere Nachfrage wirksam unterband.

Im Heizungskeller ging er an den großen Kesseln vorbei bis ganz nach hinten, wo ein paar Bretter in einer von Spinnweben verhangenen Ecke scheinbar wahllos an der Wand standen. Er wischte die Spinnweben – die Magnus' geschulter Blick als künstlich enttarnte – weg und nahm die Bretter beiseite. Dahinter kam eine hochmoderne alarmgesicherte Panzertür zum Vorschein.

Der Botschafter legte seinen linken Mittelfinger auf ein Lesegerät, und ein Elektromotor öffnete die Tür, die jedem Banktresor zur Ehre gereicht hätte.

»Den Gang hinter dieser Tür haben wir durch reinen Zufall entdeckt«, gab er zu verstehen. »Er gehört vermutlich zu einem alten Bunkersystem aus dem letzten Weltkrieg. Sie können sich nicht verirren, solange Sie keine Abzweigungen nehmen. Viel Glück, Wittmann!«

Die beiden so ungleichen Männer tauschten einen festen Händedruck, dann trat Magnus durch die Tür. Er schaltete seine kleine Taschenlampe ein.

Der Gang war alt, aber sehr stabil gebaut. Ab und zu zweigten kleinere Seitengänge ab, doch der Agent blieb wie empfohlen im als solchen klar erkennbaren Haupttunnel. Er mußte länger als eine halbe Stunde marschieren, rund drei Kilometer weit, schätzte er.

Dann kam er an eine schmale Treppe, die steil nach oben führte. Über sie gelangte er in ein kleines privates Mausoleum. Dessen eiserne Gittertür war mit einem modernen Schloß gesichert. Den Schlüssel dazu hatte ihm der Botschafter zugesteckt mit der Bitte, das Tor wieder abzuschließen und den Schlüssel danach zu zerbrechen.

Es gab keinen Grund für Magnus, dieser Bitte nicht zu entsprechen.

Er trat hinaus in den klaren, sonnigen Spätherbsttag und genoß für einen Augenblick die frische Luft und die Ruhe des alten Friedhofs.

Der alte Wasserturm warf seinen langen Schatten über die menschenleere Anlage. Vögel zwitscherten in den dichten Büschen und hohen Bäumen. Man hätte glauben können, weitab

von der Welt an einem Ort des Friedens zu sein. Aber Wittmann hatte keine Zeit, um hier zu verweilen.

Er hastete zur Bismarckstraße und nahm den Bus Richtung Innenstadt. Niemand achtete auf ihn. Er stand zwar auf den Fahndungslisten, aber Polizei und Geheimdienste suchten heute nicht nach dem blonden Magnus Wittmann, sondern nach dem Türken Erol Bülbül. Sie ahnten nicht, daß dessen Überreste im Abfalleimer eines Badezimmers in der iranischen Botschaft ruhten.

Die wenigen Menschen, die um diese Zeit im Bus saßen, lasen Zeitung. Zwei diskutierten über die aktuellen Nachrichten aus dem Radio: Es war ihnen unbegreiflich, daß sich die Amerikaner am Jungtingho von den heimtückischen Chinesen derart in den Hinterhalt hatten locken lassen. Drohte jetzt gar die Niederlage der USA – und damit ein massiver Bedeutungsverlust des Westens?

Selbst die einfachen Bürger waren von Vorahnungen über große kommende Veränderungen erfaßt.

Und sie fürchteten sie.

*

Wittmann stieg noch zweimal um, doch er erreichte den Platz der Republik – den Platz vor dem Reichstagsgebäude, das entgegen so mancher Bestrebung noch immer »Dem Deutschen Volke« gewidmet war – rechtzeitig genug für sein Vorhaben.

Es wimmelte von Presseleuten, Fernsehberichterstattern und Sicherheitsmännern, die aber wohl vor allem nach dunklen Gestalten mit Vollbart Ausschau hielten.

Die Journalisten hatten das gleiche Ziel wie Wittmann: Sie wollten die Bundeskanzlerin sehen, die heute morgen bekanntgegeben hatte, zu Fuß vom Kanzleramt zum Reichstag zu gehen, um vor dem Bundestag eine Regierungserklärung zum Freiheitskrieg in China und zum abscheulichen Terrorakt in England abzugeben.

*

Zur gleichen Zeit hatte die »Hindenburg« Irland, die Hebriden und die Orkney-Inseln umrundet und fuhr nun mit voller Kraft in südsüdöstlicher Richtung in die Nordsee ein. Obwohl es hellichter Tag war, hielten sich die englische Kriegsmarine und die Royal Air Force zurück.

Auf Höhe der Fair-Insel war ein Angriff amerikanischer und russischer U-Boote von der Jagdgruppe Prien abgefangen worden. Die Thule-Truppen hatten keine Verluste erlitten, diejenigen des vereint operierenden Gegners ließen sich nicht beziffern, waren aber beträchtlich, wenn man von der Anzahl der registrierten Treffer ausging.

Mit mehr als 100 km/h rauschte das Schiff ins Teufelsloch, eine mit 238 Meter besonders tiefe Stelle in der Nordsee etwa auf der Linie Dundee-Göteborg, rund 220 Kilometer westlich der schottischen Küste. Hellmuth von Schirlitz ließ sein Schiff einen großen Kreis fahren, denn er wußte, daß es ein um so besseres Ziel bot, je langsamer es war.

Aber für die geplante Operation war es nicht nötig, daß der Gigantflugzeugträger stillstand.

*

Im Durcheinander vor dem Reichstag fiel Magnus Wittmann nicht weiter auf. Er hatte schon vor langer Zeit gelernt, sich bei Bedarf absolut unauffällig zu bewegen, regelrecht unsichtbar zu werden in einer Menschenmenge.

Er sah Kameramann, Tontechniker und Reporterin eines großen Nachrichtensenders, schob sich heran und stand dann unmittelbar vor der attraktiven jungen Frau mit der blondierten Löwenmähne, die für den Sender die Reporterin vor Ort gab.

»Sie kenne ich doch aus dem Fernsehen!«

Die Blondine sah ihn eher uninteressiert an. »Ich habe jetzt keine Zeit für ein Autogramm. Nachher vielleicht…«

»Nein, nein, Sie verstehen mich falsch!« Magnus mußte sich zusammenreißen, um ernsthaft zu bleiben. »Ich weiß, daß Sie auf die Kanzlerin warten! Genau das mache ich ja auch!«

»Was genau haben Sie vor?« Jetzt war der Argwohn der jungen Frau doch geweckt.

»Ich werde mich splitterfasernackt ausziehen und vor der Kanzlerin gegen die Kürzungen im Sozialbereich demonstrieren – frei nach dem Motto: Einem nackten Mann darf man nicht in die Tasche greifen! So eine Demonstration bringt natürlich nur etwas, wenn die Medien darüber berichten. Haben Sie Interesse?«

Die Reporterin erkannte sofort, daß eine solche Szene heute abend in allen Nachrichtensendungen zu sehen sein würde – und sie mittendrin, wenn sie es richtig anstellte. Ihr beruflicher Ehrgeiz war geweckt.

»Wie heißen Sie? Das muß ich für meine Berichterstattung wissen. Und Sie sind doch sicher Aktivist in irgendeiner Gruppe, einem Verein, oder?«

Er setzte alles auf eine Karte: »Ich heiße Magnus Wittmann.« Vielleicht hatte die Blondine den Namen schon einmal gehört, auf jeden Fall hatte sie ihn längst wieder vergessen. »Können Sie sich den merken?«

Sie nickte, und er beschloß, noch mehr zu riskieren: »Die Gruppe, für die ich demonstriere, heißt Thule.«

Sie nickte gedankenverloren und tuschelte dann mit Kameramann und Tontechniker, die grinsend anfingen, sich durch die Traube der Kollegen ganz nach vorn zu drängen, was ihnen manches böse Wort eintrug. Wittmann und die Blondine folgten den beiden in ihrem »Fahrwasser«. Der Hauptmann schätzte die Lage exakt ein: Falls die Sicherheitsmänner der Bundeskanzlerin auf die Bewegung aufmerksam wurden, würden sie vor allem auf die beiden Nachrichtentechniker achten. Er selbst ging als »Nachläufer« in dem Gewimmel völlig unter.

Dann hatten sie das Absperrgitter erreicht, mit dem ein breiter Weg quer über den Platz der Republik bis zum Eingang des Reichstags freigehalten wurde. Die Kanzlerin liebte große Auftritte, aber nicht den unmittelbaren Kontakt mit dem Wahlvolk.

Aus Richtung Paul-Löbe-Allee hörte man ein immer lauter werdendes Raunen – die Regierungschefin und fast das gesamte Kabinett waren unterwegs. Wittmann atmete tief durch. In den

nächsten Minuten würde sich vieles entscheiden – unter anderem die Frage, ob er am Leben blieb oder nicht.

Heimlich nestelte er an seiner Kleidung und öffnete so viele Verschlüsse wie möglich. Wenn der entscheidende Moment gekommen war, entschieden Sekundenbruchteile über den möglichen Erfolg.

Zwischen den Pollern hindurch, die die Autofahrer am Parken auf dem Rasen hindern sollten, kam die Kanzlerin, drei Schritte vor dem Kabinett. Magnus sah natürlich auch die vielen Sicherheitsleute mit den Beulen im Jackett, die sie weiträumig umgaben. Besonders gefährlich für ihn waren diejenigen, die sich unter das Publikum gemischt hatten und vielleicht nicht von ihm erkannt wurden.

Er atmete tief durch. Dann riß er sich die schon geöffneten Kleider vom Leib und sprang mit einem Satz über das Absperrgitter. Er trug nur noch seine Armbanduhr und eine knapp geschnittene Unterhose, was die Blondine mit einem Seufzer des Bedauerns kommentierte. Ihr Kameramann drehte eifrig, sie sprach in ihr Mikrofon. Bild und Ton wurden über eine kleine Antenne im Rucksack des Tontechnikers zu einem abseits geparkten Übertragungswagen gefunkt und gingen unmittelbar und ungeschnitten über den Sender.

Der muskulöse blonde Hüne, der mit hocherhobenen Armen auf die Kanzlerin zurannte, sorgte für einen allgemeinen Aufschrei – doch nicht des Entsetzens, sondern eher der Belustigung. Einige Zuschauer pfiffen und johlten begeistert ob des unerwarteten Anblicks.

Magnus sah natürlich die Hände der Sicherheitsleute, die in den Jacken verschwanden. Er streckte seine Arme noch höher zum Himmel und blieb zehn Meter vor der Kanzlerin stehen. »Hören Sie mich an!« brüllte er aus Leibeskräften. »Sie sehen, daß ich unbewaffnet bin! Ich will nur reden!« Mittlerweile richteten sich alle Kameras auf die Szene, der attraktive nackte Mann ging soeben auf alle Fernsehkanäle Deutschlands und auf viele andere in der ganzen Welt.

»Das ist Wittmann!« Einer der Sicherheitsmänner hatte seine Hausaufgaben erledigt. Blitzschnell zog er die Dienstwaffe und

gab einen Schuß ab. Aber das hätte er lieber stumm tun sollen, denn so hatte er Magnus auf sich aufmerksam gemacht. Der hechtete zur Seite, die Kugel pfiff an ihm vorbei und traf einen der Reporter hinter der Absperrung in den Bauch.

»Nicht schießen!« brüllte der nackte Mann aus Leibeskräften und konnte die Schmerzensschreie des Journalisten doch kaum übertönen. »Ich bin unbewaffnet!«

»Die Waffen runter!« Die Kanzlerin sprach nicht laut, aber ihr Auftreten war von einer solchen Autorität, daß ihre Leibwächter wie Automaten gehorchten.

Sie wußte, daß zahlreiche Kameras jeden Aspekt dieser Szene aufnahmen und übertrugen. Es wäre politischer Selbstmord für sie gewesen, wenn in ihrem Auftrag ein nackter, unbewaffneter Mann, der ruhig dastand und die Hände zum Himmel hob, erschossen worden wäre.

Aber in ihren Augen blitzte jetzt auch die Erkenntnis auf. Sie wußte, mit wem sie es zu tun hatte. Sie wußte nur noch nicht, was Wittmann von ihr wollte.

Vor allem aber wußte sie, was gut für ihre weitere politische Karriere war. Sie deutete auf den verwundeten Journalisten, der sich noch immer schreiend am Boden wälzte. »Helfen Sie dem Mann!«

Die »Hilfe« sah so aus, daß der Angeschossene weggetragen wurde, damit er nicht mehr im Blickfeld der Kameras war.

Nun konnte sie sich wieder um ihre Karriere kümmern. »Nun, was wünschen Sie also, Herr… Wittmann? Habe ich das richtig verstanden?«

»Nun tun Sie doch nicht so! Der Auftrag an die KVE, mich ermorden zu lassen, kam von Ihnen persönlich!« Er drehte sich zu den Journalisten hinter der Absperrung um und rief: »Die Kanzlerverfügungseinheit oder KVE ist eine geheime Spezialtruppe der Polizei, die ungestraft sogar Morde begehen darf!« Und wieder an die Kanzlerin gewendet fuhr er fort: »Wir haben Ihre DNS überprüft! Sie sind arischer Abstammung – können also kein AIn-Implantat im Schädel habe. Trotzdem arbeiten Sie mit Außerirdischen zusammen, gegen die Interessen der Menschheit! Weshalb tun Sie so etwas?«

Nun hatte die Kanzlerin Oberwasser. »Haben Sie das gehört? Dieser nackte Verrückte faselt von ›arischen Außerirdischen‹! Verhaften Sie den Mann und sperren Sie ihn in die Gummizelle, in die er gehört!«

Drei muskulöse Gestalten legten ihre Sonnenbrillen ab und lösten sich aus der Gruppe hinter der Kanzlerin. Sie fächerten aus, gingen von drei Seiten auf Wittmann zu und glaubten offenbar, ihn rasch überwältigen zu können.

Was dann geschah, lief zu schnell ab, um es mit bloßem Auge zu erfassen. Die Szene wurde in den nächsten Tagen und Wochen wieder und wieder auf allen Fernsehkanälen Bild für Bild analysiert, und außer den zahlreichen Aufnahmen der Profis verwendete man auch noch einige Filme, die Zuschauer mit ihren Mobiltelefonen gedreht hatten.

Doch mit welcher Technik es dem »nackten Spinner« gelungen war, drei durchtrainierte Leibwächter der Bundespolizei in Sekundenbruchteilen ins Reich der Träume zu schicken, blieb für immer unter dem Wust der Leiber verborgen. Wittmann wurde erst wieder sichtbar, als er sich ohne Schramme erhob, während rings um ihn drei Anzugträger bewußtlos am Boden lagen.

Jetzt johlte die Menge, die mit vielem gerechnet hatte, aber nicht mit so einer »Show«, vor Begeisterung. Während die Kanzlerin noch überlegte, ob sie Wittmann nicht doch besser erschießen lassen sollte, schaute der auf die Uhr an seinem Handgelenk und machte eine herrische Geste. Verblüffenderweise waren die Zuschauer hinter der Absperrung auf der Stelle mucksmäuschenstill.

»Ich bin gekommen, um Ihnen eine Botschaft zu überbringen, Frau Bundeskanzlerin! Für das Reich Thule ist die Zeit des Versteckspiels vorbei – und zwar durch Ihr Betreiben. Streiten Sie es ab oder nicht, das ist uns egal – wir *wissen* mittlerweile, daß Sie die treibende Kraft hinter dem Angriff auf unser Schiff ›Hindenburg‹ und die Zweite Panzerdivision ›Theoderich‹ waren. Sie hatten nicht nur vor, uns mit einem heimtückischen Schlag entscheidend zu schwächen, Sie wollten gleichzeitig auch noch diese Welt zu einem wohnlicheren Ort für die außer-

irdischen Intelligenzen machen, indem Sie der amerikanischen Präsidentin die Möglichkeit verschafften, das wichtige chinesische Industriezentrum am Jungtingho zu verwüsten. Für Sie ist es vielleicht nur ›Pech‹ in einem politischen Spiel, daß beide Manöver so gründlich schiefgegangen sind.

Aber Thule ist nicht gewillt, sich an Ihren Spielchen zu beteiligen! Wir…« Noch einmal sah er auf seine Uhr. »Wir lassen Ihnen… genau *jetzt* die erste und einzige Warnung zukommen, sich nicht mit uns anzulegen!«

Irgend etwas huschte über den Reichstag hinweg, deutlich schneller als der Schall, denn das Orgeln, Pfeifen und Krachen vernahm man erst, als dieses Etwas über den Platz hinweggeflogen war. Im gleichen Augenblick zuckte in etwa drei Kilometer Entfernung ein gewaltiger Lichtblitz, und dann stieg eine Rauchwolke empor. Die durch den Erdboden laufenden Erschütterungen, die vom Einschlag der 156 selbst nach dem langen Flug über die Nordsee und die norddeutsche Tiefebene mehr als acht Kilometer pro Sekunde schnellen Sechzigzentimetergranaten der »Hindenburg« ausgelöst wurden, waren noch vor den Schallwellen der Explosion am Reichstag.

Das durch die überschnellen und überschweren Granaten ausgelöste Erdbeben, die ob ihres hohen Tempos und ihres großen Gewichts tief in den Erdboden eindrangen, bevor sie explodierten, war so stark, daß die Verglasung in der neuen Kuppel des Reichstags Sprünge bekam. Knapp drei Sekunden nach dem Einschlag rollte auch der Explosionsdonner über den Platz – ein einziger lauter Knall. Die Breitseite war so exakt abgefeuert worden, daß alle Granaten genau zum gleichen Zeitpunkt ins Ziel getroffen hatten.

Die Menschen schrien. Manche rannten kopflos weg, andere warfen sich zu Boden, obwohl hier gar keine Gefahr bestand.

Niemand achtete mehr auf Magnus Wittmann, der zurück zur Absperrung ging, in die Kamera lächelte und seine Kleidung vom Gitter nahm, an dem sie noch immer hing.

»Achtung!« sagte er exakt 38 Sekunden nach dem ersten Einschlag – und noch einmal krachten 156 Granaten ins selbe Ziel, mit der gleichen verheerenden Wirkung wie zuvor. Dem erneu-

ten Erdbeben war die Reichstagskuppel nicht mehr gewachsen und stürzte in sich zusammen. Zu hören war davon nichts, denn das Getöse der Granateinschläge übertönte alles andere.

Die Blondine vom Nachrichtensender war härter, als Wittmann vermutet hatte. Sie kämpfte sichtbar um ihre Fassung, aber dann riß sie sich zusammen und hielt ihm ihr Mikrofon unter die Nase. »Was… was haben Sie da beschossen?«

»Ich habe gar nichts beschossen. Ich habe der Kanzlerin nur die Botschaft überbracht, daß sich das Reich Thule nicht länger verstecken wird und daß wir vor allem nicht mehr gewillt sind, uns an der Nase herumführen zu lassen.«

»Das Reich Thule… wovon reden Sie überhaupt?«

»Das würde jetzt zu weit führen, denn ich werde gleich abgeholt. Aber während wir uns hier unterhalten, bekommen sämtliche Nachrichtenredaktionen der Welt über das Netz eine große Datei mit allen Informationen über Thule zugestellt, die sie für ihre Berichterstattung brauchen. Sonst noch Fragen?«

Die Frau war zwar nicht naturblond, aber sie war zäh und geistesgegenwärtig. Magnus nahm sich vor, einen der zahlreichen Späher auf sie anzusetzen und ihre Gene prüfen zu lassen.

»Allerdings! So wie ich das sehe, haben Sie oder Ihr Land oder Reich von mir aus auf Kreuzberg geschossen! Warum nicht auf das Kanzleramt, den Reichstag oder eines der Ministerien, wenn Sie der Regierung eine Warnung zukommen lassen wollten? Weshalb ausgerechnet Kreuzberg?«

»Mein Fräulein«, – Wittmann genoß ihre Empörung ob dieser Formulierung zutiefst –, »zwei derartige Breitseiten mit Schienenkanonen verursachen selbst bei genauster Trefferlage massive Kollateralschäden. Sie haben ja selbst gesehen, was mit der Reichstagskuppel geschehen ist. Deshalb haben wir den Besselpark in Kreuzberg anvisiert. In einem Park richten die Granaten nicht ganz soviel Unheil an!«

»Aber der liegt mitten in der Stadt. Und wenn selbst hier noch so viel zerstört wird… in Kreuzberg muß es jetzt aussehen wie auf dem Schlachtfeld!«

»Ich fürchte ja, mein Fräulein. Doch die Kanzlerin hat uns keine andere Wahl gelassen. Unser Warnschuß mußte in ausrei-

chender Nähe zu ihr einschlagen, um ihr ein für allemal zu demonstrieren, wozu wir in der Lage sind. Aber wenn wir schon auf Deutschland schießen müssen, so hat das OKT doch versucht, so wenig Menschen wie möglich in Gefahr zu bringen, die gegen AIn-Implantate immun sind. Die Wahl des Ziels war somit logisch!«

Er achtete nicht mehr auf die Blondine, deren Mund empört aufklappte, weil sie nach Luft schnappte wie ein Goldfisch auf dem Trockenen. So schlagfertig sie sonst war, jetzt brachte sie kein Wort heraus. Magnus schaute hinüber zur Gruppe um die Kanzlerin. Die Leibwächter versuchten, sie und ihre geschockte Ministerriege von dem Platz zu bewegen.

Und dann war da plötzlich wieder dieses seltsame Heulen oder Pfeifen, das die Ankunft einer Reichsflugscheibe ankündigte. Wie aus dem Nichts erschien sie, bremste urplötzlich ab und schwebte dann über der großen begrünten Freifläche vor dem Reichstag, wirkte so real wie ein rechnergenerierter Trick aus einem Film von Roland Emmerich.

Doch sie war kein Trick. Flugscheibe I 28 gehörte derselben Baureihe an wie die Maschine, die Wittmann und McBain nach New York gebracht hatte. Es war eine Haunebu VII, deren gewaltige Masse einen großen Schatten auf die nun völlig verängstigte Menge warf.

Einer der Leibwächter gab einen Schuß auf den monströsen Berg aus Metall ab, doch die Kugel erreichte ihn nicht einmal, fiel vorher kraftlos zu Boden, gebremst von dem magnetischen Feld, das dieses Gebilde bewegte.

In der Menge kam Panik auf, selbst einige Fernsehleute rannten davon, als sei der Leibhaftige hinter ihnen her. Doch einige waren tapfer genug, um vor Ort zu bleiben und weiter zu übertragen.

Und so sah die Welt zum erstenmal eine leibhaftige Reichsflugscheibe mit dem Balkenkreuz der Thule-Truppen.

Eine Öffnung bildete sich in der Flanke des Gebildes, eine Rampe schob sich herab, und ein einzelner Mann schritt ruhig in das Innere des »UFOs«, verschwand in einer Wand aus Licht und Dunst.

Magnus Wittmann war in den Schoß Thules zurückgekehrt.

Die Rampe wurde eingefahren, und dann war da wieder dieses unheimliche, klagende Geräusch. Einen Sekundenbruchteil lang schwebte die Flugscheibe noch am Himmel über Berlin, dann verschwand sie, als habe ein zorniger Gott sie an einem unsichtbaren Gummiband weggerissen.

Und die Welt hatte sich für alle Zeiten verändert.

Ende
